

Susanne Matthiessen

DIESE EINE LIEBE WIRD NIE ZU ENDE GEHN



SUSANNE MATTHIESSEN

**DIESE EINE  
LIEBE WIRD  
NIE ZU ENDE  
GEHN**

Roman einer Sylter Jugend

Ullstein



Dieser Roman basiert auf wahren Begebenheiten, erhebt jedoch keinen Wahrheitsanspruch. Die dargestellten Ereignisse werden nicht zitatreu wiedergegeben. Manche Erzählsituationen stehen nicht in direkter Verbindung zu den genannten Personen. »Diese eine Liebe wird nie zu Ende gehn« als Titel dieses Romans führt die Handlung in die Achtzigerjahre, als die Punkband »Die Ärzte« ihr Abschlusskonzert im Neuen Kursaal in Westerland gaben. Nach ihrem legendären Auftritt am 9. Juli 1988 löste sich die Band auf, gründete sich 1993 neu. Die Textzeile ist dem Song »Westerland« entnommen.



*Lewwer duad iis Slaav*



»Wer nicht deichen will, muss weichen.«  
*Sprichwort an der norddeutschen Küste*

## KAPITEL I

Wenn es denn stimmt, dass jede Heimsuchung auch eine Lehre fürs Leben ist, dann wüsste ich ganz gerne, woran man das jetzt merken soll. Auf dieser Insel. Hoch oben in der Nordsee. Nachdem dieser perfekte Sturm über uns hinweggezogen ist. Wenn es denn stimmt, dass dieser Sturm so groß gewesen ist, wüsste ich gern, warum wir einfach weitermachen, als wäre nichts geschehen. Alles funktioniert. Die Urlaubssaison läuft. Wir schreiben das Jahr 2021. Die Sonne scheint. Es ist Sommer. Es gilt, die schiere Masse an Urlaubern zu kanalisieren und zu beherrschen, die nach dem Ende der Bundesnotbremse, nach der dritten Welle, diese Insel im wahrsten Sinne des Wortes geflutet haben. Es geht um Effizienz und Perfektion. Die Sylter müssen eine Tourismusmaschine am Laufen halten, deren Treibstoff immer häufiger überläuft, und um davon nichts zu verlieren, muss der Motor immer schneller und reibungsloser laufen. Jeder Handgriff sitzt.

Wenn es denn stimmt, dass jede Heimsuchung auch eine Lehre fürs Leben ist, dann lassen sich die Insulaner nichts

anmerken. Die Erschütterung haben sie erstaunlich gut weggesteckt. »Och Mönsch«, sagt meine Freundin Korne vom Hotel Wünschmann, »bin ja dankbar. Nach sieben Monaten Totentanz endlich wieder Gäste. Bin vollkommen ausgebucht.« Nirgends gibt es noch ein freies Bett. Von List bis Hörnum ist alles dicht. Die Pandemie ist vorbei. Endlich. Jedenfalls fühlt es sich so an. Jetzt wird alles nachgeholt. Und das muss gefeiert werden. »Die Leute sind ausgehungert«, sagt Samoa-Jan, »die fallen auf die Knie und weinen, wenn sie das Meer sehen. Manche haben regelrechte Heulkrämpfe.«

Es war ein langer, trüber, quälender Coronawinter, allein unterbrochen von gebetsmühlenartigen Durchhalteparolen regierender Politiker. Deutschland war im Lockdown, ausgerechnet Weihnachten lagen so viele Menschen auf den Intensivstationen wie nie zuvor. »Verreisen Sie nicht!«, verkündete das Robert-Koch-Institut in Dauerschleife. Die Herbstferien waren schon ausgefallen. Weihnachten fiel auch noch flach. Danach mussten die Winterferien abgesagt werden. Und dann fiel der Kanzlerin auch noch die Osterruhe ein. Also kurz gesagt: Deutschland hätte gern mal Urlaub gemacht. Das ging aber nicht. Niemand durfte zu uns ans Meer. Sie nannten es Beherbergungsverbot. Die Sylter sagten »Berufsverbot«. Es war gespenstisch.

»Das war ein Hammer«, sagt mein Schulfreund Markus Gieppner, der Musiker ist und monatelang nicht auftreten konnte. Stattdessen hat er sich um seine Facebookgruppe »Sylt« gekümmert, und zwar derartig intensiv, dass sie gerade die Hunderttausend-Mitglieder-Marke durchschlägt. Ohne Corona wäre das nicht passiert. »Fanatisch«, nennt Markus diese intensive Liebe zu Sylt, die so viele Menschen wie ein Fieber befallen hat. Je länger die erzwungene Abstinenz, desto höher steigt die Temperatur. Sehnsucht ist auch eine

Sucht. »Beängstigend«, sagt Birgit Hoppe, die jeden Tag in einem Geschäft in Westerland Wohn-Accessoires verkauft. »Ich hatte neulich ein Ehepaar aus Sindelfingen im Laden, die sind eifersüchtig, dass ich hier geboren bin. Die wollten sogar ein Foto von mir machen. Das nimmt langsam Formen an.« Wir echten Sylter sind zu bestaunten Exoten geworden. Weil es immer weniger von uns gibt. Wer noch auf der Insel wohnt, befindet sich in direkter Konkurrenz mit Gästen und Zweitwohnungsbesitzern um die einzig wahre »Syltliebe«. Wer hat die echten Gefühle? Wer tut der Insel wirklich Gutes? Und wer will sie nur ausbeuten? »Das ist schon schlimm, wie es hier aussieht«, sagt eine Webdesignerin aus Düsseldorf, mit der ich in einer Fünfstufig-Meter-Schlange bei Bäcker Raffelhüschchen für Brötchen anstehe. »Alles zugebaut. Was habt ihr nur mit dieser wunderbaren Insel gemacht? Ihr solltet euch schämen!« Ja. Seit Corona hört man das häufiger. Die Pandemie schärft den Blick auf die Missstände. Und die Menschen halten sich mit ihren Kommentaren weniger zurück. Man ist direkter. Und rücksichtsloser. Neuerdings zählt jede Minute. Wir haben nicht mehr endlos Zeit. Für mich fühlt es sich an, als strebe der Ausverkauf der Insel, den ich als Jugendliche in den Achtzigern das erste Mal wahrgenommen habe, seinem großen Finale zu.

Dass es diesmal um alles gehen wird, hat sich schon früh angedeutet. Gleich am Anfang der Pandemie, als Sylt Mitte März 2020 in den ersten Shutdown gehen musste und komplett abgeriegelt war. Nur wer seinen Erstwohnsitz auf der Insel hatte, durfte noch rauf, alle anderen mussten auf dem Festland bleiben.

In unserer Heimatzeitung, der Sylter Rundschau, konnte man damals nachlesen, was sich die fanatischen Syltfans haben einfallen lassen, um das Betretungsverbot zu umgehen

und irgendwie doch auf die Insel zu gelangen. Als Handwerker verkleidet, mit dem Motorboot übers Wattenmeer, zu Fuß über den Hindenburgdamm, im Laderaum von Lieferfahrzeugen und auch mit gefälschten Ausweisen. Einigen ist es gelungen, und sie sind durchs Netz geschlüpft, um die Insel Sylt in ihrer Abgeschiedenheit ganz pur zu erleben, ein epochales Erlebnis, das eigentlich nur den Insulanern selbst vorbehalten war. Eine Teestunde mit dem Dalai Lama hätte kaum exklusiver sein können. Nur hat das von uns kaum einer überbissen.

Ich weiß noch, wie der ständige Zustrom von Menschen und Autos über den Hindenburgdamm plötzlich versiegte und es ganz einsam wurde und wir plötzlich allein waren mit uns und unserer Insel.

Die Bundesregierung mahnte, die Leute sollten zu Hause bleiben. Noch war es als Bitte formuliert, nicht als Verbot. »Zu Hause bleiben können wir auch auf Sylt«, sagten sich viele und warfen im Fluchtreflex vor der tödlichen Bedrohung Kind und Kegel in ihre Autos. Ab an die Nordsee. Raus an die Luft. Es folgte ein Ansturm, den man im Februar so auf Sylt noch nie gesehen hatte. Aus der ganzen Republik flüchteten Menschen in den Norden, die Staus an der Autoverladung in Niebüll sprengten jede Vorstellungskraft. Jetzt bekamen wir es mit der Angst zu tun. Als mir klar wurde, dass das alles jetzt wirklich passiert, dass das kein Film war, dass es so was wie eine bitterernste innerdeutsche Fluchtwelle gab und dass Sylt jetzt dasselbe war wie »GER-MA-NY!« für große Teile der Welt, klappte ich zusammen und verlor das Bewusstsein. Meine Mutter sagte: »Hoppla!«, und klatschte mir ein nasses Handtuch an den Kopf. Es war mir peinlich. So ist es wohl, wenn man zum ersten Mal echte Angst hat. Vor dem Tod. Vor einer Invasion. Vor dem Kontrollverlust. Meine Mutter

kannte dieses Gefühl schon. Von ganz früher. Als sie mit ihrer liebsten Puppe im Luftschutzkeller saß. Und sagte nur: »Ver-rückte Welt.«

Kurz darauf beschloss die Landesregierung für die Inseln ein Betretungsverbot und gab den Geflüchteten drei Tage Zeit, Sylt zu verlassen. Danach wurde es still. Sehr still.

Eben noch der große Trubel, dann gespenstische Ruhe. Wir tasten uns vor. Es ist eine Welt, die wir nicht kennen. Science-Fiction. Leere Straßen. Leere Supermärkte. Leere Strände. Und Tausende leere Häuser und Wohnungen. Kaum dass überhaupt ein Mensch zu sehen ist. In manchen Orten wie Kampen oder Rantum scheint überhaupt niemand mehr zu wohnen. Seltsam. Alles wird langsamer und langsamer. Wir richten uns ein in einem Leben, das wir nicht kennen. Anfänglich ist da noch diese Beklemmung, auf einer Art Gefängnisinsel eingesperrt zu sein, und das Furcht einflößende Gefühl, mit jedem Tag dem wirtschaftlichen Ruin einen Schritt näher zu kommen. Beides wird nach und nach verdrängt von einem Glücksgefühl, das tief greifend ist und lang anhaltend. Die verlassene Insel ist ein seltenes Geschenk. Nur dass es das Geschenk im November 2020 mit dem zweiten Lockdown und dem Beherbergungsverbot gleich noch einmal gab.

In der Einsamkeit fühlen sich die Stürme anders an. Härter. Direkter. Man lauscht auf den Wind und hört Lieder. Man studiert Wolkenformationen, möchte innerlich »Klick« machen wie bei einem Handyfoto, um das Überwältigende in sich einzuschließen. Ich hätte nichts dagegen, wenn es immer so bliebe. Und da bin ich nicht die Einzige. Ob wir eine Lehre daraus ziehen werden und welche, ist ungewiss. Silvester, normalerweise Hochsaison, verbringen die Sylter in aller Stille. Nur mit dem Geld wird es langsam sehr, sehr knapp.

Geschäftsleute schreiben Brandbriefe an die Landesregierung nach Kiel, dass es nicht so weitergehen kann, dass die Insel Gäste braucht, um wirtschaftlich zu überleben. Pandemie hin oder her. Die Rückmeldungen sind entmutigend. Die Infektionszahlen steigen bundesweit. Wir stecken mitten in der dritten Welle. In den Monaten dieses ersten Coronawinters hat sich eine Art Dorfleben etabliert, so wie es früher mal eins gegeben haben muss. Neuigkeiten erfährt man vermehrt per Mundpropaganda beim Einkaufen und weniger aus der Zeitung. Aber was sind schon Neuigkeiten? Es passiert ja nichts. Es fühlt sich an, als wäre unser Mutterschiff ohne uns zur Erde zurückgefliegen. Als hätte man uns hier vergessen. Oder auf einer Insel mitten in den unendlichen Weiten des Ozeans ausgesetzt.

Zuerst senden wir noch Lichtzeichen, stehen mit Taschenlampen am Wasser und machen auf uns aufmerksam. Die Gastronomen stellen Tische und Stühle an den Strand, dekorieren alles wie in ihrem Restaurant. Machen Fotos, schicken sie in die Welt hinaus. Am Hochhaus am Strand wird nachts ein riesiges Herz illuminiert. Wir senden Liebessignale übers Meer an unsere fehlenden Gäste. Irgendwann hören wir damit auf. Und fangen an, die Insel wieder in Besitz zu nehmen. Sie zu erkunden. Sie zu erleben. Sie zu genießen. Ich bin hier geboren und aufgewachsen, ich kenne jeden Halm und jedes Sandkorn, doch das ist ein Trugschluss. Diese Insel ist für mich neu und unbekannt.

Zum Beispiel hat Sylt eine neue Barrikade. Ein Riesending. Ist mir vorher gar nicht aufgefallen. Vor der Westerländer Promenade wurde im Sommer 2020 damit begonnen, eine massive Stahlbetonwand aus Fertigteilen zu installieren. Die ursprüngliche Mauer aus rotem Klinker, die dem Hauptstrand rund um die Musikmuschel diesen gemütlichen, nostalgischen

schen Charakter verpasst hatte, hält den Fluten nicht mehr stand. Ein Bollwerk musste her.

»Jetzt sind wir also endgültig im Krieg mit der Nordsee«, sagt Pfuschi an diesem kalten Tag im Februar 2021. Ich bin zu Besuch aus Berlin, seit Wochen schon, wir sind zum Spaziergang verabredet, was man eben so macht in diesen nicht enden wollenden Lockdownzeiten. Pfuschi lässt sich am Fuß der neuen Mauer in den nassen Sand fallen. Über ihr ragt die Betonkonstruktion wie ein hässliches sowjetisches Ehrenmal in den Himmel. Manche Kunstwerke sind so groß geraten, dass sie mit einem eigenen Ausstellungsort ausgeliefert werden müssen. Auf 610 Meter Gesamtlänge soll dieses Ungeheuer in mehreren Bauabschnitten noch durchgezogen werden. Schön sieht das nicht gerade aus. Sein zur See hin geneigter Kopf überragt wie Godzilla die Kante der Flaniermeile, unserer Kurpromenade, um einen knappen Meter. Es ist quasi unmöglich, darüber hinwegzusehen. Und dieses Trumm ist ein sichtbarer Beweis, dass sich die Insel fürchtet. Und das ganz zu Recht. Sie wird irgendwann kommen, die verheerende Flut. Wir müssen uns rüsten gegen den steigenden Meeresspiegel. Wegen dieser Mega-Mauer verflüchtigt sich auch noch das letzte bisschen Seebad-Charme, den die Brüstung aus weiß gestrichenem Holz noch versprühte, bevor diese Betonteile eingerammt wurden. »Brutalismus, ganz klar«, sagt Pfuschi, die sich schon immer als Architektur-Sachverständige ausgegeben hat. Klare Formen sind ihr Ding.

Sie lässt sich von ihrer Mutter immer noch den gleichen Norwegerpullover stricken wie schon damals in den Achtzigern. Ungefähr alle fünf Jahre kommt er neu, immer dasselbe Muster, sandfarbene Klötzchen auf grauem Grund, obwohl Pfuschis Mutter kaum noch die Stricknadeln halten kann und

auch nur noch wenig sieht. Tante Lorenzen ist mittlerweile über achtzig und arbeitet wie eine lebendige Strickmaschine. Ohne hinzusehen. Wie nebenbei. Wir hatten zu Schulzeiten alle diese kratzigen Norwegerpullover an, die am Anfang so hart waren wie ein Brett. Und eigentlich nie richtig gut gepasst haben. Ausgeleiert an den Ellenbogen, wegen der eingestrickten Muster über der Brust zu stramm und am Hals ein Sandpapier-Inferno.

Pfuschi ist die Einzige, die diesem Outfit treu geblieben ist. Sie trägt auch immer noch die »Adidas Allround« aus weißem Leder, knöchelhoch, mit schwarzen Streifen und dazu diese mit eigener Nähmaschine eng »auf Bein genähten« Jeans. Klamottentechnisch ist sie in den Achtzigern stehen geblieben. Keinesfalls sollte man Pfuschis Hosen mit der zurzeit aktuellen Variante »Jeggings« verwechseln, auch wenn sie genauso aussehen. Pfuschi und ihr ständig neu aufgelegter Hautnahjeans-Style haben vierzig Jahre durchgehalten. Konsequent. Dass sie wieder in den aktuellen Modetrend hineingerutscht ist, ficht sie nicht an. Hat sie noch gar nicht gemerkt.

Dass wir uns heute auf der Promenade treffen, ist die absolute Ausnahme. Pfuschi hat sich grundsätzlich abgewöhnt, nach Westerland zu fahren. Es ist ihr einfach zu voll. Man kann nirgends parken. Überall Stau. Pfuschi macht um Westerland prinzipiell einen großen Bogen. Weil immer alles verstopft ist. In der Vor-, Nach- und in der Hauptsaison. Dass Westerland sich in Lockdownzeiten in ein verschlafenes Nest verwandelt hat, in dem alle Läden geschlossen sind, macht sich in ihren täglichen Abläufen noch nicht bemerkbar.

Sylt liegt im Dornröschenschlaf. Das eben noch Unvorstellbare ist nach dem kurzen wilden Sommer gleich zum zweiten Mal eingetreten: Den Gästebetrieb gibt es nicht

mehr. Sylt ist nicht mehr Sylt. Wir befinden uns jetzt im Kaff der guten Hoffnung. Irgendwann wird wieder aufgemacht werden. Irgendwann in ein paar Wochen. Oder in ein paar Monaten. Man wagt keine Prognosen mehr. Wenn eins sicher ist, dann ist es die Unsicherheit. Wird es wieder wie früher? Wird es wieder normal? Niemand kann sich im Moment vorstellen, in diesen Tourismus-Wahnsinn zurückzukehren. Sechzigtausend Betten sind leer. Wir sind unter uns. Und daran muss man sich immer noch gewöhnen.

Es fühlt sich total fremd an, überall nur Bekannte zu treffen. Das war schon im ersten Lockdown wie in einem beklemmenden Traum und ist es jetzt wieder. Das gewohnte Bild ist weg. Wir sind immer noch am selben Ort. Und doch erscheint er mir auf seltsame Weise unbekannt. Es sind dieselben Häuser und Straßen, und sie sind es dann doch wieder nicht. »Ich fühle mich wie Marty McFly in ›Zurück in die Zukunft‹«, sagt Pfuschi, »als hätte ich mit dem DeLorean so richtig Gas gegeben, bis der Fluxkompensator explodiert. Und jetzt bin ich einfach zackbumm in einer anderen Zeit gelandet.« Wir sind immer noch in Westerland. Aber das ist nicht mehr Westerland. Alle Gebäude stehen noch, aber man fühlt sich trotzdem wie in einer künstlichen Welt.

Aus unserem Leben, wie wir es kannten, wurden wir vertrieben. Hinein in eine Stadt, die nur noch so aussieht, als wäre sie eine Stadt. Tausende Ferienwohnungen verwaist. Jeden Tag Sonntag. »Das stresst mich voll«, sagt Pfuschi und lacht, »ich wollte gar nicht auswandern. Aber ich könnte jetzt bei ›Goodbye Deutschland‹ mitmachen. Von zu Hause aus. Alles wegen Corona.« Wir kennen das Vorher und fürchten uns vor dem Nachher. Irgendwann. Und jetzt sind wir im Dazwischen. Wie auf hoher See. Welle auf Welle.

Auch das Wetter kann sich nicht entscheiden. Schwarz

oder blau. Zuerst fliegen vom Wind aufgepumpte Regenwolken heran, so gefährlich tief, dass man sie greifen möchte, im nächsten Moment sind sie schon wieder weg, und es sieht aus, als würde das Meer selbst wie mit einem Staubsauger in den Himmel gezogen, und die grelle Sonne blendet brutal von der Seite. Sie steht so tief. Es ist kalt. Und in diesem Februar 2021 scheint die Zeit auf seltsame Weise zugleich stillzustehen und zu rasen. Aber wie man hört, ist das nicht nur auf Sylt so.

Wir schlendern auf der menschenleeren Promenade an der Musikmuschel vorbei. Die offene, leere Bühne gähnt vor sich hin. »Manchmal ist hier grünes Neonlicht«, sagt Pfuschi, »damit es noch leerer und noch kälter aussieht, als es sowieso schon ist.« Um die Ecke hängt ein ausgebliebenes Transparent, das erklärt, wie man sich die Hände wäscht. Es ist schon halb abgerissen und flattert im Wind. Man gibt sich hier keine Mühe mehr. Die Holzstege sind vom Sand zugeweht und teilweise unpassierbar. Wie schnell es geht, dass sich die Natur die Insel zurückerobert. Es ist faszinierend. Die Kurverwaltung ist in Kurzarbeit. Die Fensterscheiben vom Haferflockenladen sind dick vom Salz verklebt, fast blind. Man kann kaum noch hineinschauen. Hier ist schon seit Monaten niemand mehr gewesen. Daneben der Biomaris-Shop, der normalerweise Algenkosmetik anbietet und in dem es auch diesen kleinen Zapfhahn gibt, aus dem das berühmte aufbereitete Meerwasser sprudelte. Die Westerländer Trinkkurhalle mit ihrem »Tiefenwasser«. Ein Relikt. Verlassen. Tot.

Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, das könnte jetzt alles vorbei sein. Am besten baut man diesen ganzen Laden mit seiner Trinkquelle hier ab und schafft ihn nach Kassel zur documenta fifteen, der weltweit bedeutendsten Kunstausstellung, die schon immer die großen Linien im Strom der Zeit

festgehalten hat. Niederlagen, Zweifel und Skandale, die Umbrüche und Kurswechsel. Man müsste ganz Sylt zur documenta tragen und diese verlassene Insel als Gesamtkunstwerk betrachten, stellvertretend für die tiefe Zäsur, die alles verändert, was uns mal wichtig war. Denn auf Sylt hat sich all das, was dieses Land in den letzten sieben Jahren an Schlechtem, aber auch an Gutem hervorgebracht hat – seine Wunder und Enttäuschungen, sein Zauber und auch die Ernüchterung –, Schicht für Schicht abgelegt wie Sedimente am Meeresboden. Zum ersten Mal in Ruhe betrachtet von uns selbst, den sogenannten Insulanern, die dafür in den zurückliegenden Jahrzehnten keine Zeit fanden. Abgelenkt waren. Den Zirkus am Laufen hielten. Oder einfach nicht hinsehen wollten.

Jetzt müssen wir.

Pfuschi hat in einer Thermoskanne Tee mit Rum mitgebracht. Wir setzen uns auf den Mauervorsprung unterhalb des Hotels Miramar neben den Berliner Meilenstein. Auf dem steht, dass es 516 Kilometer sind von hier bis in die Hauptstadt. »Stimmt nicht«, sagt Pfuschi, »von diesem Strandübergang bis zur Gedächtniskirche in Berlin sind es sogar 543 Kilometer. Habe ich bei Google Maps nachguckt.«

Wofür man auf einmal Zeit hat.

Auch ich bin an diesem Berliner Meilenstein bestimmt schon tausendmal vorbeigelaufen, ohne ihn jemals bewusst wahrgenommen zu haben. In die Oberfläche ist ein putziger Berliner Bär eingemeißelt. »Den hat Renée Sintenis entworfen«, sagt Pfuschi. »Sie war eine Pionierin der Bildhauerei. Sie hat den Berlinale-Bär geschaffen. Sie war eine unabhängige Frau. Und sie war erfolgreich. Und das zu ihrer Zeit.

Prost!« Mit geübtem Schwung gießt sie eine Tasse Tee über den Stein. »Auf die Erinnerung! Auf Berlin! Wann gehst du in die Stadt zurück?«

»Was soll ich in der Stadt?«, frage ich zurück. »Alles, was an der Stadt interessant ist, gibt es nicht mehr. Die meisten sind wie ich wieder nach Hause gegangen. Für Homeoffice muss man nicht in einer toten Stadt sitzen.«

»Danke, Corona«, sagt Pfuschi und küsst den Meilenstein der Berliner Bildhauerin und streichelt den eingemeißelten Bären.

Auch ich bin froh, nicht in der Stadt sein zu müssen. Die Perspektive gewechselt zu haben. Berlin ist wie in meiner Jugend wieder zu einem vagen Versprechen geworden, etwas Abenteuerliches, Gefährliches, aber auf eine ganz andere Art. Den Wagemut von früher spüre ich nicht mehr. Es ist viel interessanter, meine Heimatinsel zu erforschen. Ich hatte keine Ahnung, dass von diesen Sintenis-Meilensteinen mehr als hundert Stück über die ganze Bundesrepublik verteilt worden sind. Dieser hier steht schon seit 1956 an dieser Stelle am Fuß vom Miramar. Er sollte die Erinnerung an die geteilte Stadt wachhalten. Die Idee hatte der ZEIT-Verleger und Politiker Gerd Bucerius, der nach dem Arbeiteraufstand 1953 in Ostberlin ein Zeichen setzen wollte. An den Ursprung erinnert sich kaum noch jemand. Auch die Schöpferin des kleinen Bären ist weitgehend vergessen.

Renée Sintenis hat viele Sommer in Kampen verbracht, war mit der Sylterin Anita Warncke befreundet, die in dem sogenannten »Weißen Haus« in Kampen eine kleine Pension betrieb. Schon in den 1930er-Jahren. Die Kampener erzählen, das »Weiße Haus« sei im Dritten Reich ein »Widerstandsnest« gewesen. Das ist wahrscheinlich übertrieben. Was aber stimmt: Die Pension von Anita Warncke war ein

offenes Haus, in dem sich vor allem diejenigen wohlfühlt haben, die mit der Blut-und-Boden-Ideologie nicht viel am Hut hatten. »Im Ganzen erscheint mir die Insel als die einzige Oase in jeder, auch in geistiger Beziehung. Es balanciert da alles aus, trotz der äußeren Stürme und Verwahrlosung«, schrieb Renée Sintenis an Anita. Und auch: »Gestern habe ich das im Kriegsschlaf stehende Wägelchen besucht, es ist kaum auszudenken, dass ich noch diesen Sommer damit nach Kampen gefahren bin, was für eine Ewigkeit liegt wieder dazwischen, und wie und wann werde ich da mal wieder hinkommen, jetzt wo auch das Eisenbahnfahren zu den gewagtesten Unternehmungen gehört?«

Dass dieser Gedenkstein hier auf der Promenade und nicht wie alle anderen an Autobahnen und Landstraßen steht, sei, wie Pfuschi erklärt, der Wunsch der Künstlerin gewesen. Die übrigens in Kampen depressiv geworden ist. Weil ihr die Nordsee so zu schaffen machte. »Sie konnte sich nicht abgrenzen. Sie fühlte sich von der Unendlichkeit der Nordsee einfach überfordert«, sagt Pfuschi. Es gibt schon echt komische Leute. Manchmal frage ich mich, ob sich meine Freundin das alles nur ausdenkt.

Der Rum schießt mir in die Glieder. Mir wird heiß. »Ich glaube, wir dürfen hier in der Öffentlichkeit keinen Alkohol trinken«, fällt mir auf einmal ein. »Nee, ich glaube, trinken darf man öffentlich. Aber ausschenken darf man nicht. Oder andersrum«, sagt Pfuschi. Keine von uns kennt den aktuellen Stand der im Moment gültigen Infektionsschutzverordnung. »Wenigstens dürfen wir uns hier aufhalten. Hinsetzen war doch auch mal eine Zeit lang verboten. Oder ist es noch?« Pfuschi lacht. Ganz wie früher. Lautlos. Mit aufgerissenem Mund. Dafür schüttelt sich ihr ganzer Körper, sodass ihr der Tee aus der Tasse springt und über ihre Finger läuft.

»Hinsetzen ist immer noch verboten. Steh gefälligst auf!«, lacht sie und erzählt mir diesen ollen Witz, den mir gestern schon Birgit Hoppe per WhatsApp geschickt hat und den sich mein Vater heute Morgen beim Frühstück auch nicht verkneifen konnte: »Treffen sich zwei Friesen. Sagt der eine: ›Ich bin froh, wenn hoffentlich bald die Ein-Meter-fünfundzwanzig-Abstandsregel wieder aufgehoben wird.‹ Sagt der andere: ›Dann können wir endlich wieder auf unsere gewohnten vier Meter zurück.« Und Pfuschi schmeißt sich weg in ihrem lautlosen Lachen, während ich mir gerade mal ein gequältes Lächeln abringen kann. Das war schon immer so. Wir sind zwar die besten Freundinnen, aber ihr Humor war noch niemals meiner. Selbst meine Mutter kannte Pfuschi's Witz bereits. Hatte ihr schon vor zwei Wochen Maren Kress bei Famila erzählt. Weil man sonst auch nichts mehr zu bereden hat. Worüber soll man sprechen? Es passiert einfach nichts. Trostlos. Außer Corona gibt es kein ergiebiges Thema. Wie hoch sind die Zahlen? Wie ist die Inzidenz?

Im Klinikum Nordfriesland in Husum sind 133 Leute infiziert, Personal und Patienten. 2200 Menschen sind in Quarantäne. Was bedeutet das für die Insel, für den Tourismus, für die Zukunft Sylts? Wie lange dauert das noch? Jetzt muss man sich auch noch vor neuen Mutanten gruseln. Man ist erschöpft von täglich neuen Hiobsbotschaften. Aber das, was für die Leute hier wirklich wichtig wäre, wird nicht veröffentlicht. Niemand weiß, wie viele Menschen hier auf Sylt aktuell krank oder in Quarantäne sind. Die Zahlen werden für die Inseln nicht einzeln ausgewiesen. Bei insgesamt 39 Infizierten derzeit ist nicht klar, wie viele davon auf Sylt betroffen sind und wie viele auf Föhr oder Amrum.

Der Landrat Florian Lorenzen aus Husum verweigert seit einem Jahr konsequent die für Sylt aussagekräftigen Zahlen

mit der Begründung, man wolle Stigmatisierung und Spießrutenlaufen der Betroffenen vermeiden. Da schießen natürlich die Gerüchte erst recht ins Kraut. Das lässt sich doch gar nicht verhindern. Sylt ist ein Dorf. Jemand kennt jemanden, der jemanden kennt, der Corona hat. Oder jemand hat jemanden bei Rossmann am Bahnhof getroffen, der eigentlich in Quarantäne sein müsste. Pfuschi kennt einen Arzt, der wiederum einen Kontakt hat zur Nordseeklinik und dort in Erfahrung bringt, ob da Leute mit Covid stationär behandelt werden. Was die Intensivstation betrifft, da kenne ich einen Pfleger, Frank, mit dem habe ich früher als Kind immer auf dem Fußballplatz an der Nordseeklinik gespielt. Der wiederum sagt, dass es natürlich nicht stimmt, dass Sylt keine schweren Fälle hat. Sogar einige. Aber dann sagt er doch wieder nichts Genaues.

Es riecht nach Verheimlichung. Klingt nach Entmündigung. Fühlt sich an wie »Ein Teil dieser Antworten würde die Bevölkerung verunsichern«. Soll das eine Art Fürsorge sein? Seit der damalige Innenminister Thomas de Maizière diesen bedeutungsschweren Satz auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise zur Absage eines Fußball-Länderspiels gesprochen hat, bin ich misstrauisch geworden. Jede Insel will wissen, wie es konkret um sie steht. Als könnten wir hier oben die Wahrheit nicht vertragen. Diese merkwürdige Geheimnistuerei weckt Zweifel, löst Verunsicherung aus, die Reihen schließen sich gegen alles, was von außen kommt. Das fühlt sich gerade nicht gut an.

Worüber ich in dieser ganzen verordneten Verlassenheit nachdenke? Über Eberhard. Den Lebenskünstler. Den guten alten Freund unserer Familie. Eberhard Krämer, der ehemalige Kellner aus dem Restaurant »Fisch-Fiete« in Keitum, den

ich so verehere, weil er für mich wie kein Zweiter das alte Sylt verkörpert, die »goldenen Jahre« im boomenden Fremdenverkehr der Siebziger. Er hat seinen Job geliebt. Beliebtester Kellner im besten Fischrestaurant der Insel. Er kannte sie alle, bediente, servierte, plauderte und empfahl die Spezialitäten des Hauses. »Besser als im Adlon«, schrieb Curd Jürgens in Eberhards Gästebuch, und Romy Schneider fügte an: »Es hat mal wieder fietig geschmeckt.«

Eberhard bleibt für mich immer dieser schmale, große Mann in unauffälliger Eleganz mit lockigem, kurz geschnittenem Haar und einem feinen Schnurrbart, wie man ihn damals trug, wenn man seit seiner Jugend Errol Flynn zum Vorbild hatte. Vorbei die Zeiten. Das alte Friesenhaus, in dem das »Fisch-Fiete« Jahrzehnte beheimatet war, wird gerade entkernt. Frau Sievers hat verkauft. Nur noch die Außenmauern stehen. Aber auch nur, weil es von der Gemeinde so verfügt worden ist. Was bleibt, ist lediglich die Fassade. Ein Investor baut hier neu. Sein Name ist geheim. Aber klar ist schon: Es wird exklusiver. Größer. Es heißt endgültig Abschied nehmen vom »Fisch-Fiete«. Von der guten alten Zeit.

Eberhard trifft das hart. Es ist, als würde man sein Leben auf den Müll werfen. Man fand ihn kurz vor Weihnachten nur ein paar Kilometer von seiner Wohnung entfernt in einem Wassergraben. Die Polizei sagt, er muss dort eine Nacht lang in der Kälte bei Wind und Wetter gelegen haben. Er war voller Matsch, seine Jacke war weg, seine Hose hing auf halb acht. Bauer Deters hat die Polizei geholt. Als ihn die Beamten ansprachen, soll er gesagt haben: »Lassen Sie mich, bitte.« Im Graben abgesoffen, aber unverdrossen mit dieser feierlichen Attitüde, mit der er schon zur Welt gekommen sein muss. Meine Mutter war seine erste und einzige Liebe. Da

war er acht und sie zwölf Jahre alt. Danach kamen nur noch Männer. Für sie und ihn.

Man muss nicht an Covid erkranken, um von dieser Seuche zerstört zu werden. Manche sitzen wie Eberhard einfach nur allein zu Hause und lösen sich langsam auf. Er hat auf Abstand geachtet, hat aus Angst niemanden mehr getroffen. Da kann auch ein Telefon nicht helfen. Eberhard weiß nicht mehr, wer er ist. Man hat ihn kurz im Krankenhaus aufgewärmt, durchgecheckt und dann in ein Pflegeheim nach Lunden gebracht. Da war was frei. Lunden liegt zwischen Heide und Husum an der Westküste in Schleswig-Holstein. Der Ort hat 1700 Einwohner. Mit dem Auto fährt man von Sylt aus knapp zwei Stunden inklusive Autozug. Ich kenne niemanden in Lunden. Er auch nicht. Ich kann ihn nicht besuchen. Es ist nicht erlaubt. Die Pflegeheime sind jetzt Festungen. Für die Insassen gilt eine Art Schutzhaft. Trotzdem wütet das Virus hinter den Mauern. Und ich kann nicht rein.

Am Telefon bekomme ich keine Auskunft. Da hilft auch keine Engelszunge. Der Datenschutz. Nur Angehörige bekommen Informationen. Eberhard hat aber keine Angehörigen. Nur noch eine Cousine zweiten Grades, die nicht auf der Insel lebt. Eberhards Familie sind seine Freunde. Wenn man ihm wenigstens sein Klavier ins Heim bringen könnte. Wenn er spielt, dann lebt er. Ich stelle mir vor, wie er im Pflegeheim liegt und wartet. Umgeben von Menschen, denen er nichts bedeutet. Gestern noch puppenlustig, heute versteht er die Welt nicht mehr. Ganz ehrlich? Man fasst es alles nicht. Es geht so schnell. Es sind so viele. Es gibt Hunderte, Tausende, Hunderttausende. So viele Schicksale. Diese Coronazeit ist vollgestopft mit Frust, Angst und Überforderung. Dass Eberhard im Heim gestorben ist, erfahren wir erst, als er schon beerdigt ist. Wo denn? Wann ist er genau gestorben?

Das darf mir die Bestatterin alles nicht sagen. Datenschutz. Wir wissen, dass er tot ist und gleichzeitig auf eine neue Art verschollen. »Das darf doch alles nicht wahr sein«, sagt meine Mutter.

Mein Onkel ist dieses Jahr gestorben. Meine Tante ist gestorben. Beide mit sich allein im Krankenhaus. Wie so viele. Man möchte es am liebsten vergessen, aber die Umstände werden auf ewig am Gedenken kleben. Die Toten werden noch im Krankenhaus in Plastiksäcke luftdicht verpackt, darauf kommen rote Warnhinweise: »Achtung, Infektionsgefahr«. In einigen Bundesländern ist es nicht erlaubt, die Toten schön anzuziehen, sie müssen nackt bleiben. In anderen Bundesländern verzichten die Bestatter aus Selbstschutz sowieso schon darauf, die Toten zu berühren. Wenn die Körper bewegt werden, könnte Luft aus der Lunge entweichen, in der die Viren schweben. In manchen Bundesländern ist Aufbahren erlaubt, in anderen nicht. Darf man seine Angehörigen noch mal sehen, bevor es endgültig wird? Mit Abstand. Die Hand halten darf man aber nicht. Infektionsschutz. Als meine Tante mitten im Coronawahnsinn starb, fand die Trauerfeier direkt auf dem Friedhof statt, an ihrem Grab unter freiem Himmel, damit die Aerosole schnell weiterfliegen. Es regnete. Nicht alle hatten einen Schirm dabei. Es ist ein mieses Jahr zum Sterben. Die Rituale, die die Lebenden mit dem Tod versöhnen sollen, werden durch die Seuche demoliert.

Meine Eltern als Mitglieder der Hochrisikogruppe, beide über achtzig, sitzen festgetackert zu Hause. Dass Telse und Peida Matthiessen mal eben zur Insel-Apotheke laufen, ist gerade nicht vorstellbar. Sie könnten tot umfallen. Jedenfalls denken sie das inzwischen. Sie müssen sich unbedingt schüt-

zen. Am sichersten mit FFP2. Aber wie denn rankommen an die Dinger? Die »Corona-Schutzmasken-Verordnung« ist seit Dezember 2020 in Kraft. Senioren dürfen sich drei kostenlose FFP2-Masken gegen Vorlage des Personalausweises und der Gesundheitskarte in der Apotheke abholen. Wenn es denn welche gäbe. Auf Sylt sind noch keine angekommen. Würde mich nicht wundern, wenn man dort demnächst auch noch eine elektronische Fußfessel ausgehändigt bekommt, die Alarm schlägt, wenn man das Haus verlässt. Alles scheint möglich. »Stand heute«, wie Gesundheitsminister Spahn gebetsmühlenartig wiederholt. Stand morgen kann ein vollkommen anderer sein.

Meine Eltern haben sich noch niemals irgendetwas vorschreiben lassen. Sie haben Deutschlands erfolgreichstes Pelzgeschäft aufgebaut und betrieben. Die Prominenz gab sich bei ihnen die Klinke in die Hand. Sie haben es bis ganz nach oben geschafft und im Ruhestand unerschrocken die ganze Welt bereist. Von 365 Tagen waren sie an mindestens 300 Tagen rund um den Globus unterwegs. Und was man nie vergessen darf: Sie sind immer noch »die Kennedys von Sylt«, eine Macht. Meine Mutter würde sich eher die Beine amputieren lassen, bevor sie einen Rollator benutzt. Aber jetzt sitzt sie zwangsweise zu Hause und muss damit klar kommen, als »Vulnerable« abgestempelt zu sein. Jeder von uns ist betroffen. Jeder kann Geschichten erzählen vom großen Knick. Eigentlich war das anders ausgemacht. Es war vereinbart, dass das Leben so weitergeht, immer gradeaus.

Der Wind legt zu und treibt Pfuschi und mir Sandkörner in die Augen. Wir sind runter zum Strand und gehen ein paar Meter. Das Meer hat sich zurückgezogen und beschäftigt sich mit irgendetwas weiter draußen. Es kümmert sich nicht

um uns. Das ist das Tröstliche am Inselleben. Man lebt Seite an Seite mit der Unendlichkeit. Man muss nur ans Meer gehen, um sich einzurichten und aufzurichten, innerlich zu justieren und wieder auf Normalnull zu stellen. Dem Meer ist es egal, was wir hier tun und denken. Möge die Welt im Chaos versinken, die Nordsee macht einfach weiter wie immer. Das ist sonst ein bisschen erschütternd. Jetzt, wo der gesamte Betrieb zum Stillstand gekommen ist, jemand einfach auf die Pause-Taste gedrückt hat, halte ich mich fest an diesem unberechenbaren Meer. Es hat etwas Beruhigendes, auf dieses Meer zu schauen. Weil es immer gleich ist. Und doch niemals identisch. Es führt ein Eigenleben, in dem wir nicht vorkommen. Wir brauchen es mehr, als es uns braucht.

Ich frage mich, warum das Meer nicht schon längst die riesigen Speere von seinem Rücken abgeworfen hat, die man vor allem morgens am Horizont westlich vor Sylt deutlich erkennen kann, weil die aufgehende Sonne sie beleuchtet. Man hat sie mittenrein gerammt. Windrotoren. Das Meer tut so, als käme es damit klar. Es erduldet diese Verwundung mit beeindruckender Courage. Ich stelle mir schon immer die Nordsee wie einen riesigen Walfisch vor, dem die Menschen zwar zu Leibe rücken, ihm aber letztlich nichts anhaben können. Riesige Harpunen haben sie dem Meerwal ins Fleisch getrieben. Achtzig Stück. Jede einzelne sagenhafte hundertfünfzig Meter lang. So hoch wie der Kölner Dom. Und am Ende der Harpunen drehen sich Windräder mit einer Spannweite, die noch vierzig Meter länger ist als die des A 380, des größten Passagierflugzeugs der Welt. Den Syltern hat man versprochen, dass diese Quälerei irgendwo weit weg passiert, ganz weit weg. Unsichtbar weit weg. Wir fanden das schon schlimm genug. Aber wenigstens wollten wir dieses Elend nicht jeden Tag vor Augen haben. Und nun ist es doch so.

Klimaschutz kostet. Die Unendlichkeit dafür herzugeben ist ein hoher Preis. Am Horizont der Westseite stecken sichtbar diese gigantischen Pfeiler im Meeresboden. Sie ragen wie nach einer Operation als riesige Schrauben aus dem Rücken des Meerwales heraus. Seit 2015. Vorher hatte man in einer Umfrage erforscht, ob sich die Urlauber durch diese Industrieanlagen möglicherweise gestört fühlen könnten. Das war nicht der Fall. Denen war es egal.

Die Sylter allerdings hatten sich gewehrt und einen Verein zur »Bewahrung des freien Horizonts« gegründet. Der Widerstand hatte keinen Erfolg. Ein »freier Horizont« ist keine Kategorie, mit der man vor Gericht punkten kann. Man hat über uns gelacht, als wären wir Sylter ein bisschen doof oder weltfremd oder beides. Auf einen »freien Horizont« kann man kein Recht haben. Ebenso hat die Nordsee kein Recht auf Unversehrtheit. Statt um Entschädigung müssen wir uns um Trauerbewältigung kümmern. Hunderte Windturbinen sollen noch kommen. Die Nordsee wird in den nächsten zwanzig Jahren eine einzige große Baustelle sein. Für die Energiewende. Es ist falsch, dem Meer so zuzusetzen. Es macht mir Kummer. Die Nordsee kann nicht sprechen. Jetzt sind es die kleinen Wale, die sich zu Wort melden. Oder besser gesagt: nicht mehr melden. Sie kommen nicht mehr.

Eigentlich bringen die Schweinswale hier vor Sylt ihre Jungen zur Welt und ziehen sie hier auch groß. Das Sylter Außenriff war immer eine Ruhezone. Sogar offizielle Schutzzone. Mit bloßem Auge konnte man das Spiel dieser Tiere in den Wellen verfolgen. Viele Sylt-Gäste haben sie mit Delfinen verwechselt, aber Schweinswale sind nicht grau, sondern dunkler und dicker. Und sie gehören zu Sylt wie der Wind und das Meer. Aber ihr Bestand schwindet dramatisch. Sie sind sogenannte Indikatororganismen: Geht es den mit ma-

ximal 1,85 Metern Länge relativ kleinen Meeressäugern schlecht, ist das ein Alarmsignal. Man kann das vielleicht am besten mit den Kanarienvögeln vergleichen, die die Bergleute früher mitgenommen haben in die Minen, damit sie ihnen anzeigen, wenn der Sauerstoff knapp wird. Waren sie tot, mussten die Bergleute so schnell wie möglich auffahren.

Die Kanarienvögel der Nordsee sind die Schweinswale. Sie verfangen sich oft als Beifang in Fischernetzen und ersticken, weil sie nicht mehr auftauchen können, um Luft zu holen. Schwermetalle machen ihnen zu schaffen und auch der Lärm der riesigen Windräder, der sich durchs Wasser besonders gut überträgt. Diese Geschöpfe verschwinden. Deshalb müssten wir unser Meer eigentlich sofort einpacken und mit ihm an einen sicheren Ort fahren ohne Windkraftanlagen, ohne Schleppnetzfischerei und ohne die gigantischen Geräte, die den Sand vom Meeresgrund saugen und ihn auf die Sylter Strände werfen, damit der teuerste Grund und Boden der Republik nicht an Wert verliert und man weiter »barfuß Meilen sammeln« kann, wie die Sylter Marketing-Gesellschaft in ihrer neuen Plakatkampagne für die kommende Sommersaison bundesweit verspricht. Es muss weitergehen mit der Insel. Es muss einfach. Wir leben vom Fremdenverkehr. Nahezu jede Existenz hängt bei uns vom Tourismus ab.

Unser Kapital ist die Nordsee. Die liegt gratis vor unserer Tür. Die Leute kommen, weil sie das Meer sehen wollen und das Reizklima genießen. Wie das Meer leidet, ist ja glücklicherweise nicht zu sehen. Ein bisschen Sonne drauf, ein paar Schaumkronen, fertig. Für die meisten, die zu uns kommen, ist die Nordsee vor allem eine atemberaubende Kulisse, dabei ist sie mehr als das, sie ist ein lebendiges Wesen.

Ich fürchte, die Nordsee wird sich rächen. Irgendwann. Und über uns herfallen. Wenn man so allein an diesem un-

endlich weiten Strand steht, ist vollkommen klar: Wenn die Nordsee kommt, sind wir geliefert. Alle Sylter wissen das. Niemand spricht darüber. Man blendet das aus. Naturkatastrophen finden woanders statt. Weit weg. Im Fernsehen. Ich habe mir auch nie vorstellen können, dass irgendwann mal so was passiert wie Corona. Aber es ist hier. »Deshalb haben wir ja jetzt auch diese tolle Spundwand«, sagt Pfuschi und reißt die Arme hoch. Klitzeklein sieht sie aus vor dieser gigantischen Mauer, gegen die die Nordsee ab jetzt anrennen wird. Und wenn die Nordsee in Stimmung ist, wird sie dieses Bollwerk trotzdem kurz und klein schlagen. Der Schutz ist eine Illusion.

Hinter diesem neuen Betonriegel ragen die Hochhäuser des Kurzentrums in den Himmel. Geschichts- und schnörkellos steht Westerlands Skyline seit fünfzig Jahren nahezu unverändert am Strand. Diese Kolosse haben dem Tourismus auf der Insel Sylt nicht geschadet. Die Zahl der Übernachtungen steigt immer noch Jahr für Jahr. Immer weiter und weiter. Nicht einmal Corona konnte diese Aufwärtskurve brechen. Im Gegenteil. Der Pandemiesommer 2020 war die wildeste und härteste und umsatzstärkste Sylter Saison aller Zeiten. Die Insel war so voll wie nie. Hunderttausende hatten »Urlaub Nummer sicher« gebucht. Solide. Bewährt. Deutsch. In Westerland mit Blick auf die Bettenburgen der Wirtschaftswunderjahre. Trotzdem immer ausgebucht. Sollten wir irgendwann nach diesem zweiten harten Lockdown wieder öffnen dürfen, befürchte ich, es wird noch viel wilder werden.

Vielleicht liege ich auch vollkommen falsch, und diese Hochhäuser sind heimliche Stars. Ästhetisch radikal. Ein Symbol für den ideologiefreien Wohlfahrtsstaat der Nachkriegszeit, eine Werkschau der Klassenlosigkeit. Alle sollten

profitieren. Sonne, Strand und Sylt für jedermann. Es sollte schnell gehen mit dem Aufbau und musste effektiv sein. Und jetzt stehen sie da, diese bunkerartigen Bauten, von denen man sich erhofft, was in den letzten fünfzig Jahren nicht eingetreten ist, dass man sie irgendwann schön finden könnte, bevor man tot ist.

»Brutalismus ist eigentlich eine interessante Architekturströmung«, sagt Pfuschi, »Brutalismus hat nichts mit Gewalt zu tun, sondern leitet sich vom französischen »Béton brut« ab. Also es geht einfach um rohen Beton.« Pfuschi behauptet, »Brutalismus« sei einer der meistmissverstandenen Begriffe aller Zeiten. Man müsse sich einfach zwingen, diese Architektur zu verstehen. Das mache Westerland zwar nicht schöner, aber man könne wenigstens sein eigenes »Mindset« beeinflussen, indem man sich in Erinnerung ruft, dass das, was wir hier sehen, in Wirklichkeit Kunst ist. Das hilft beim Selbstbetrug. Denn in der Realität bleiben diese vielen Hochhäuser im Westerländer Kurviertel was sie sind und immer schon waren: das banale Zeugnis wütender Entschlossenheit, das Maximale an Flächen und Gewinn aus einem begrenzten Flecken Erde herauszuholen. Und das an einem der schönsten Strände der Welt.

Als ich 1982 zusammen mit meinen Freunden nach dem Abitur die Schule verließ, war Westerland schon in Beton gegossen. Dafür hatten unsere Eltern gesorgt, wir sollten uns nicht kümmern, wir sollten studieren. Uns trugen die Musik der Zeit und das Gefühl, dass uns die Welt offensteht. Und die Erwartungen unserer Eltern. Dass Pfuschi damals nicht mit Architektur durchgestartet ist, empfindet sie bis heute als Makel, als verpasste Chance. Es war ihr Traumberuf. Aber es gab keinen Studienplatz. Alles überlaufen. Jura, Pharmazie,

Medizin, Betriebswirtschaft. Als wir loslegen wollten, stapelten sich überall die Massen.

Wir drängten hinein ins Leben, und niemand schien auf uns vorbereitet. Die große Welle der geburtenstarken Jahrgänge hatte offenbar keiner kommen sehen. Die Universitäten überfüllt. Kein Rankommen an Bücher in den Bibliotheken. Kein Rankommen an Wohnungen. Kein Rankommen an einen Ausbildungsplatz. Kein Fortkommen. Wir wurden entweder geparkt oder einfach nur durchgeschleust. Vor allem an den Unis.

Und die Berufsaussichten waren mies. Wort des Jahres war 1982 »Ellenbogengesellschaft«, hätte aber auch »Massenarbeitslosigkeit« oder »Vorruhestandsgesetz« sein können. 2,5 Millionen Menschen in der BRD waren ohne Arbeit. So viele wie seit dreißig Jahren nicht mehr. Kurzum: Auf uns wartete niemand. Und dann waren wir auch noch so viele. Bloß nicht Lehramt studieren! Keine Stellen. Bloß nicht Architektur studieren! Keine Jobs. Germanistik? Das ist doch kein Beruf. Soziologie? Traumtänzeri. Philosophie? Totaler Quatsch. Und dann war da noch der Numerus clausus.

Pfuschi hatte nur mit Ach und Krach die Abiturprüfung geschafft, eigentlich ein Wunder, weil sie so oft gefehlt hatte. Pfuschi blieb auf Sylt zurück, checkte immer wieder die Wartelisten für einen Studienplatz und stieg dann aus Mangel an Alternativen in die Ferienvermietung ihrer Mutter ein. »Übergangsweise.« Daraus ist dann ein ganzes Leben in der Apartmentvermietung geworden. Trotzdem reden wir immer noch darüber, wann es denn bei Pfuschi endlich losgeht mit dem großen Aufschwung nach der Putzkarriere und der Privatvermietung, als hätten wir in unserem Leben das meiste nicht schon hinter uns, als wäre noch alles möglich.

Ihre Mutter, meine sehr geliebte Tante Lorenzen, ist fest

davon überzeugt, dass Pfuschi noch die Kurve kriegt. »Auser wird noch mal was ganz Großes«, sagt sie über ihre Tochter. Hat sie immer gesagt. Klein geht nicht. »Sie soll es mal zu etwas bringen.« Manchmal weint sie dabei, wenn sie das sagt. Und Pfuschi weint dann auch. Es liegt eine große Traurigkeit in dieser alteingesessenen Sylter Familie. In der Sprache von heute nennt man so was »dysfunktional«. Es lief niemals wirklich rund bei den Lorenzens, und es läuft immer noch nicht rund.

Seit mindestens dreihundert Jahren gibt es die Lorenzens in Keitum, Kapitäne und Pastoren im Stammbaum, immer an diesem Ort, aber jetzt wird sich etwas verändern, denn Pfuschi drängt mit Macht auf den Verkauf des alten Hofes, der so pittoresk weiß getüncht im Herzen des Inseldorfs liegt. Sie will endlich raus. Sie will einfach nicht mehr warten, bis ihr Vater tot ist. »Der ist so zäh, der lebt doch nur aus reiner Bosheit immer noch«, behauptet sie. Es geht um fünf Millionen. Manche sagen sieben. Maximilian Mogck, der Makler, sieht im alten Hof der Lorenzens enormes Potenzial. Er kann sich sogar acht Millionen vorstellen. Ein Hotel vielleicht. So was wie das Severin's oder der Aarnhoog. »Der Preis wird in den Markt hineinwachsen«, sagt Mogck. Könnte also sogar noch teurer werden. Aber Pfuschi läuft die Zeit davon.

Privatvermieter bekommen wegen der Pandemiekrise keine Entschädigung vom Staat. Und im Lockdown fehlen die Gäste. Schon lange. Der Hof der Lorenzens ist mit Hypotheken belastet, die Banken wollen nichts mehr reinschießen. Der Familie geht das Geld aus. Pfuschi sagt: »Jetzt oder nie!« Sie ist geradezu euphorisch. »Corona ist die Chance, auf die ich immer gewartet habe. Wegen Corona komme ich endlich hier raus.« Sie macht sich große Hoffnungen. Aber

das wird nicht so einfach mit dem Verkauf. Ein Hof, dessen Bewohner wie in alten Zeiten die Not zusammenschweißt und die sich an alles klammern, was ihnen vertraut ist.

Immer noch leben zwei von Pfuschi Brüdern zu Hause, beide auch schon Anfang sechzig. Ohne feste Jobs. Einer von denen war mal Rettungsschwimmer, wir haben alle für ihn geschwärmt, weil er so schön braun war. Er war der Braunste von allen, südlich von Westerland in Dikjen Deel. »Der braune Uwe«. Mit braunen Augen. Und braunen Haaren. Und roter Badehose. Aber bei Rettungsschwimmern ist es wie mit Dachdeckern. So was kann man nicht bis zur Rente machen. Deshalb hängt er jetzt zu Hause ab, versucht, hinter dem Haupthaus in einer Ecke Cannabis anzubauen, und trocknet die magere Ernte an einer Wäscheleine, die er über sein Bett gespannt hat.

Der andere Bruder von Pfuschi heißt Arendt. Den kenne ich eigentlich nur in eine Wolldecke eingewickelt auf dem Sofa liegend. Still und schwächig. Ich glaube, daran hat sich nicht viel geändert. Und dann gibt es sogar noch einen dritten Bruder, der älteste, der ist aber schon vor vierzig Jahren ausgezogen. Von dem hört man wenig. Er lebt auf dem Festland in Kiel oder Plön oder irgendwo dazwischen.

Pfuschi Brüder können sich absolut nicht vorstellen zu verkaufen. Wo sollen sie hin? Selbst wenn jeder von ihnen eine Million Euro bekommt. Das Geld wäre sofort wieder weg für eine halbwegs brauchbare Zwei-Zimmer-Wohnung. Die Preise sind in der Krise noch mal ordentlich gestiegen, weil diejenigen, die Geld haben, das Vertrauen verloren haben in Spanien, Portugal oder die Türkei. Da holt man das Geld zurück in einen sicheren deutschen Hafen. Am besten Sylt. Wertsteigerung garantiert. Für die Lorenzen-Familie hieße das allerdings: runter von der Insel. Und das ist für alle

außer Pfuschi ausgeschlossen. Aber Pfuschi macht richtig Druck, das ist für die ganze Familie purer Stress.

»Eine Schande ist das«, meint mein Vater dazu und macht eine wegwerfende Handbewegung. Für ihn sind die jungen Lorenzens typisch Sylter Versagerkinder, die es niemals von der Insel runtergeschafft und auch in Jahren nichts Eigenes zustande gebracht haben – außer am Ende den Familienbesitz zu versilbern. Von denen gibt es mehr als genug. Jede Generation hat ihre eigenen Exemplare. »Die treibt nichts an«, sagt mein Vater, der mit seinen zweiundachtzig Jahren alles kennt, alles schon gesehen hat, was diese Insel hervorgebracht hat. Oder eben auch nicht. »Da ist kein Druck, kein Zug, kein Streben.« Es sind die sogenannten »Sylter Söhne« oder »Sylter Töchter«, über die allgemein abfällig hergezogen wird, weil sie nichts können außer Schwimmen, Surfen und Putzen.

Und auf Pfuschi hat es mein Vater besonders abgesehen. Schon seit damals, als sie bei uns mal mit einem Totenkopf-T-Shirt aufgetaucht ist. Meine Mutter dachte, sie sei eine Satansanhängerin. Da war Pfuschi in ihrer renitenten Phase. Er erzählt immer wieder diese alte Geschichte, wie er uns einmal seinen Mercedes geliehen hat, damit Pfuschi und ich in die damals angesagte Discokneipe Rainbow nach Westerland fahren konnten. Ich war damals gerade achtzehn, hatte meinen Führerschein gemacht. Kaum angekommen, wurde von irgendwelchen Typen, die vor der Tür herumstanden und rauchten, auch schon der heilige Mercedesstern vom heiligen Auto meines heiligen Vaters abgebrochen. »Ey Mann«, kreischte Pfuschi, »wir sind Sylter, ey!« Ein paar Langhaarige haben sich zwar sofort entschuldigt. Aber der Stern war ab. Mein Vater hat sich tierisch aufgeregt. Wie sicherlich alle, die damals dem allgemeinen Inselsport zum Opfer fielen. Auf Sylt hatten Mercedessterne in den frühen Achtzigern eine

kurze Lebenszeit. Da gab es eine Art Protestbewegung der Sylter Jugend. Die vielen Urlauber in ihren dicken Autos gingen allen auf die Nerven. Und womit konnte man die vielen Mercedesfahrer am meisten treffen? Indem man ihrem Auto den Stolz nahm.

Nun lebt diese alte Tradition, die wir nur aus unserer Jugend kennen, nach vierzig Jahren auf Sylt wieder auf. Ein bisschen moderner. Coronastyle sozusagen. Es hat sich wohl so einiges angestaut. Über Jahre und Jahrzehnte. Anders ist kaum zu erklären, warum die Attacken gegen »Auswärtige« so heftig ausfallen. Da wird gepöbelt und gedroht, manche Urlauber ärgern sich über Kratzer im Metalliclack ihrer Autos. Wer kein »NF«-Kennzeichen hat, lebt gefährlich. Eine Frau beklagt sich bei Facebook, dass sie von Syltern in der Friedrichstraße aufgefordert wurde, ihren Personalausweis vorzuzeigen. Einheimische, die Mietwagen fahren, kleben sich ein Schild hinter die Scheibe, »Ich bin Sylter!«, um nicht aggressiv angegangen zu werden.

Eine Art Wettbewerb ist entbrannt, es wird in Sachen Sylt-liebe krass unterschieden. Zwischen denen, die hier zu Hause sind, und den Besuchern, denen vielfach unterstellt wird, den Wunsch der Insulaner nach Rückzug und Schutz vor der Außenwelt nicht zu respektieren und hier aufzukreuzen, als gälten die Coronaregeln für alle anderen – nur nicht für sie. Wie verrückt sich das inzwischen alles auswächst, ist daran abzulesen, dass das Sich-voneinander-Abgrenzen selbst innerhalb der Inselbevölkerung um sich greift. Es gibt ganz neue Kategorien. Man unterscheidet jetzt zwischen »echten Syltern«, die auf der Insel geboren sind, und den »waschechten Syltern«, die bereits seit mehreren Generationen hier ansässig sind. Und ihren Kindern, die plötzlich so wie ich wieder häufiger auf Sylt sind. Die ganze Zeit eigentlich. Es gibt die »Zu-

gezogenen« mit Sylter Meldeadresse, die »Auswärtigen«, die lediglich einen Zweitwohnsitz auf der Insel haben, und die »Gäste« oder »Touris«, die ganz profan für Urlaubszwecke vorbeikommen.

Dann gibt es noch die »Saisonarbeiter«, die einfach nur zum Geldverdienen hier sind. Und natürlich die »Pendler«, immerhin rund viertausend Menschen, die jeden Tag mit der Bahn auf die Insel kommen, um den Betrieb am Laufen zu halten. Die werden gedanklich bei den »echten Syltern« einsortiert, weil ohne die Pendler hier gar nichts funktioniert, aber vor allem, weil sehr viele von ihnen dann doch »waschechte Sylter« sind, die irgendwann den Entschluss gefasst haben, dem Wahnsinn zu entfliehen und sich mit mehr Platz und mehr Ruhe auf dem Festland anzusiedeln, wo es wieder Nachbarschaft gibt und für die Kinder Sportvereine. Und wenn wir schon über das Sylter Kategoriensystem sprechen: Es spielt keine Rolle, ob jemand arabische oder türkische Wurzeln hat, Däne ist oder Pole, den Ausschlag gibt einzig und allein der Bezug zur Insel. Ob man nur drauf ist oder eben im Club ist. Nur das ist entscheidend, ob man sich hier etwas herausnehmen darf. Und vor allem was. In jeder Beziehung. Kann man also wirklich behaupten, dass jede Heim-suchung auch eine Lehre fürs Leben ist? Es sieht gerade nicht so aus. Aber das kann ja noch kommen.

Seit die Pandemie überall wütet, ist plötzlich wichtig geworden, wer wohin gehört. Es heißt ja »Zuhausebleiben«, um sich selbst und andere nicht zu gefährden. Ein jeder gehe in seine Stadt. Es geht um Geburtsorte, um Wohngegenden, Dialekte und Sprache, um Geschlechter, um Bildungsgeschichte und Sozialisation. Es geht um prägende, oft lebenslang wirksame Einflüsse, die mitbestimmen, wie wir so

wurden, wie wir sind. Es geht darum, wer dazugehört und wer nicht. Es geht um Trennschärfe und klare Kante. Gemeinschaft entsteht aus gemeinsamer Geschichte. Damit kennen wir uns auf Sylt sehr gut aus. Notwendigerweise. Es gibt das Land und das Meer. Das eine musste schon immer gegen das andere verteidigt werden. Dazwischen gibt es nichts, was man verhandeln könnte.

Wer nicht deichen will, muss weichen, heißt es auch heute noch. »Genau«, sagt Pfuschi.

Der Himmel reißt auf über Westerland, und sie nutzt den hellen Moment, um vor der gigantischen neuen Schutzwand aus Beton Selfies zu machen. »Genau«, sagt Pfuschi grinsend in die Kamera. »Wer nicht deichen will, muss weichen.« Sie rückt ihre Mütze zurecht, zieht ein paar gräuliche Strähnen am Rand in Form und macht ein freundliches Gesicht. »Genau«, sagt sie noch mal in Gedanken verloren, »das mit dem Deichen hat einen ganz tiefen Sinn. Excalibur in Friesisch!«

Ach ja, denke ich. Dieses »Excalibur in Friesisch« hatten wir damals im Heimatkundeunterricht. Wer sich nicht gegen das Außen schützt, wer den Deich nicht in Ordnung hält, wer also seine Familie, sein Land und die Gemeinschaft in Gefahr bringt, dem wird ein Spaten in den Deich gestoßen. »Wenn das passiert, dann hast du abgewirtschaftet«, sagt Pfuschi, »dann musst du gehen.« Wenn nur einer seinen Deich nicht in Schuss hält, bricht das Wasser durch, und die ganze Gemeinschaft ist gefährdet. Deshalb der Spaten als sichtbares Zeichen für drohendes Unheil. Das uralte Spatenrecht ist ein Recht auf Überleben für alle. »Du kannst entweder selbst den Spaten stechen, weil du nicht mehr weiterweißt, oder ein anderer macht es für dich.« Der Effekt ist derselbe. Der Spaten bedeutet Kapitulation. Man verliert

Land, Haus und Hof. Wer sich die Übernahme zutraut und die Kraft dafür hat, zieht den Spaten aus dem Deich. Gewinnt alles, muss aber dann auch die Verantwortung tragen.

»Mein Vater hat es getan«, sagt Pfuschi. »Er hat den Spaten in unsere Familie gestoßen. Voll in mich rein. Da steckt er immer noch.« Jetzt lacht sie nicht mehr. Und mir schießen schlagartig zweihundertzwanzig Volt durch die Adern. Schock. Im ersten Moment ist mein Kopf total leer. Als würde sich das Blut in meinem Körper auf einen Schlag ganz weit zurückziehen und dann mit voller Wucht wie eine große Welle zurückkommen und in alle Körperteile schießen. Eine Woge von Scham und Angst läuft durch mich durch. Dieser Spaten. Ich hätte ihn rausziehen können, rausziehen müssen. Ich habe es nicht gemacht. Ich habe es nicht einmal versucht. Und jetzt ist es zu spät. Ich habe Pfuschi damals im Stich gelassen. Wir waren die besten Freundinnen, und als es Anfang der Achtziger hieß: gehen oder bleiben, habe ich sie zurückgelassen.

»Ihr braucht gar nicht erst anderswo zu suchen.  
Der Sylter Strand und das Baden im Meer bleiben  
unerreicht. Ein einziger herrlicher Tag gleicht auf  
Sylt sieben unfreundliche aus.«  
*Hans Albers*

## KAPITEL 2

Die Insel zu verlassen war ein Fehler. Ich hätte heute bestimmt ein Haus am Meer mit angeschlossenem Privatstrand. Ich würde täglich durch die Fluten toben, und im Herbst würde ich Schollen angeln. Ich könnte mich nebenbei um die Verwaltung irgendwelcher Liegenschaften kümmern, und sonntags würde ich mich in einer alten, heruntergekommenen Garage in Braderup mit meinen alten Sylter Freunden zum Quatschen treffen. Ich hätte vielleicht einen Tesla, matt lackiert, in einer von mir höchstselbst komponierten Farbe, mit dem ich ab und an zur Kupferkanne nach Kampen düse, um mir ein ziegelsteingroßes Stück Blechkuchen reinzuhauen. Aprikose. Das ist der beste.

Alles wäre anders gekommen, hätte ich doch bloß damals, als Karl-Hermann Karbig in unserem Wohnzimmer saß, »ja« gesagt und wäre vor Freude in die Luft gesprungen. Er wollte mir ein Reetdachhaus in Kampen verkaufen. Im Vergleich zu heute sollte das Haus damals erschreckend wenig kosten. Nur eine Million Mark. Aber ich war jung. Und ich hatte kein Geld. Ich habe gezögert. Vielleicht war ich auch

einfach zu doof zu begreifen, welch einmalige Chance sich da bot. Mein Vater saß daneben und hätte ja auch mal etwas sagen können. Zum Beispiel: »Gleich morgen gehen wir zur Sparkasse in Westerland, da spreche ich mit meinem Freund Volker Precht, der gibt dir einen Kredit. Das macht der. Der ist der Chef.« Aber das hat er nicht gesagt. Warum auch immer. Es kam offenbar nicht infrage. Vielleicht weil ich ja noch kein eigenes Einkommen hatte. Aber mein Vater hätte wenigstens für mich bürgen können. Oder er hätte mir das Haus einfach kaufen und schenken können.

Es war doch klar, wie es auf Sylt weitergehen würde. Man hat doch schon damals gewusst, dass es immer weiter aufwärts geht. Immer nur aufwärts. Bis zum Himmel. Und darüber hinaus. Ich hätte was draus gemacht. Bestimmt. Nun ist es zu spät. Nun ist Karl-Hermann Karbig schon lange tot, der schillerndste und interessanteste Makler, den die Insel Sylt jemals hatte. Und die schönen Reetdachhäuser in Kampen gehören anderen Leuten, die aus der ganzen Welt hierherkommen, um ein Stück dieser magischen Insel zu besitzen. Die Sylter sind da schon lange raus. Mein Vater sagt heute: »Das hättest du damals mal machen sollen mit dem Haus in Kampen.« Als wäre das alles meine Schuld, dass wir heute in die Röhre gucken. Aber dann sagt er auch: »Wie alt warst du da eigentlich? Zweiundzwanzig? War da nicht diese Sache mit dem Auto?«

Ja. Da war diese Sache mit dem Auto. Das war einfach Pech. Ich finde, er muss mich nicht schon wieder daran erinnern. »Was du dir da wieder geleistet hast, unglaublich«, sagt er. Gut, ich bin mal wieder heimlich mit seinem tollen Mercedes-Cabrio 450SL gefahren, habe den Wagen in unserer leicht abschüssigen Einfahrt abgestellt und den Automatik-Hebel nicht in die vorgeschriebene Parkstellung »P« gebracht. Ich ging ins Haus, der Wagen setzte sich langsam

in Bewegung, wurde schneller und schneller und fuhr dann eigenständig rückwärts aus der Einfahrt über die Straße hinweg, hinein in den leider sehr steilen und tiefen Graben auf der gegenüberliegenden Seite. Und weder ich noch Sönke Nielsen, den ich eilig herbeigerufen hatte und der mit seinem Abschleppwagen von Kress & Hansen auftauchte, bekamen das Auto wieder zurück auf die Straße, ohne es zu demolieren. Ich will mich nicht rausreden, aber Sönke war schließlich der Fachmann.

Das war also die Sache mit dem Auto. Jetzt allerdings so zu tun, als wäre der Kauf eines Reetdachhauses in Kampen deshalb nicht zustande gekommen, weil ich sein Auto kaputt gemacht habe, geht an der Sache vorbei. Das ist Täter-Opfer-Umkehr. Man kann in einer Familie nicht auslosen, wer der Vater ist. Er hätte mich besser beraten müssen. Er war der Ältere. Ich war quasi noch ein Kind. Jetzt ist es zu spät.

Der umtriebige Herr Karbig war extrem gut im Geschäft. Er hat den Einheimischen tolle Angebote gemacht. Er hat selbst Axel Springer überredet, Grundstücke zu verkaufen. Er konnte es einfach. Er war so geschmeidig. So was ist immer eine Typfrage. Natürlich war schon damals immer viel Geld im Spiel. Niemand wird heute behaupten können, über den Tisch gezogen worden zu sein. Dass man nicht wusste, was man tat. Die Häuser sind weg. Bedauern. Ja. Wie so vieles in der Rückschau. Aber Sylt ist zu klein, alle hängen mit allen zusammen, da ruiniert man sich nicht den Ruf mit unfairen Geschäften. Herr Karbig war seriös. Und ich war zu doof. Heute kostet dieses Haus, über das wir damals gesprochen haben, dreißig Millionen. Euro. Alter. Wenn ich das damals gewusst hätte ...

Heute kaufen Investoren diese Häuser, ohne sie jemals gesehen oder betreten zu haben. Die abgebrühtesten von ihnen

kommen nicht mal mehr auf die Insel. Sie kaufen am Telefon. Das hat mir Otto Knusper erzählt, der die Zeiten von damals noch gut kennt, der alle Dekaden seit dem Aufbruch in den Sechzigern durchlebt, als Sylter immer mitgemischt hat und zu einem der größten Ferienvermieter und ultimativer Baukanone aufgestiegen ist. Ursprünglich war er mal Bäcker, daher sein Spitzname Otto Knusper. Wie er richtig heißt, weiß ich gar nicht. »Ja, du warst zu doof damals«, hat Otto gerade erst wieder zu mir gesagt.

Wir standen an seiner neuesten Baustelle in Wenningstedt, blickten in die Grube, und er sagte: »Unglaublich, was das Holz heute kostet. Und der Sand. Vom Beton will ich gar nicht reden.« Er baut ein neues Apartmenthaus mit extra Penthouse in der obersten Etage und barrierefreien Wohnungen im Erdgeschoss. Ich kenne Otto Knusper schon lange. Ich bin mit seiner Tochter in einer Handball-Mannschaft gewesen. Er geht schon stramm auf die achtzig zu. In seinem Alter liegen andere im Bett und gucken im Fernsehen »Rote Rosen«. Aber Otto baut. Er beschafft sich immer wieder Grundstücke, weil er Gott und die Sylter Welt kennt. Und dann bebaut er sie mit Ferienwohnungen. Er baut und baut. Einfach so. Ich tippe mal, weil er sonst nichts zu tun hat. Ihm fällt es leicht. Er kriegt alles auf die Reihe. Und wenn einer über diese Insel und ihren explosionsartigen Ausverkauf Bescheid weiß, dann er. Denn Otto Knusper hat ihn selbst jahrelang befeuert.

Die Wohnungen, die er baut, werden aktuell immer größer und luxuriöser. »Die Leute sind wie wild. Egal, was es kostet. Die wollen auf nichts mehr verzichten«, sagt er, »das Geld ist da.« Vor allem jetzt. Während Corona. Auf ein Morgen will niemand mehr vertrauen. Die nächste Welle kommt. Krise, Pandemie, Klimadesaster, Zinsschraube, Inflation, die Grü-

nen, egal. »Wir leben in explosiven Zeiten«, sagt Otto, »das ist super für Sylt.« Die Pandemie hat die Insel zuerst trockenfallen lassen, dann kamen die Käufer in Scharen. Jetzt kaufen sie nicht mehr für die Rendite, jetzt kaufen sie für sich selbst. Um einen Fluchtpunkt zu haben, den man jederzeit ansteuern kann, wenn die Welt in sich zusammenfällt. Es geht derartig aufwärts mit den Preisen, es ist ein Traum.

»Kennst du noch den alten Schlager ›Von nun an geht's bergab‹ von Hildegard Knef?«, fragt Otto und grinst von der Seite. »Das hat man schon in den Siebzigern über Sylt gesagt. Alles Quatsch.«

Ich setze meine Kennermiene auf und blicke zusammen mit ihm in das tiefe Loch, wo sich ein Haufen Arbeiter abmüht, dem alten Keller mit schwerem Gerät beizukommen. »Dass der hier nicht aus der Erde zu kriegen ist ...« Otto kann es gar nicht fassen. »Dieser Keller ist eine Bausünde. Was ist das für ein Material? Der hat sich ja halb aufgelöst im Grundwasser und sich rundherum in die Erde gefressen.«

Ich weiß gar nicht, warum Otto plötzlich auf Hildegard Knef kommt. Es geht bei ihr doch gar nicht bergab, denke ich mir. Ganz im Gegenteil, sie kämpft sich immer weiter nach oben. Immer höher. Sehr erfolgreich. Und trotzdem geht es mit ihr genau deswegen bergab. Jedenfalls ist das der Text. Das weiß ich zufällig, weil meine Mutter seit Jahren ständig diese Platte spielt. Zu Otto Knusper sage ich: »Man kann immer weiter aufsteigen und unheimlich Erfolg haben und doch im Grunde alles verlieren, worauf es ankommt. So ist es nämlich!«

»Sylt ist nun mal High End, mien Deern«, sagt er im schönsten, echten Inselslang. »Niemand will auf die nächste Katastrophe warten. Wir leben jetzt. Und das bitte so komfortabel wie möglich.« Corona hat auf Sylt den Turbo an-

geschmissen. Otto Knusper baut jetzt schneller. Wenn denn genügend Nachschub kommt. Er steht hier jeden Tag mit seiner speckigen Prinz-Heinrich-Mütze und dem verrosteten Anker vorne dran am Rand seiner Baustelle, damit es läuft. Ein wettergegerbter Frieze mit buschigen, weißen Haaren auf den Unterarmen und einem Lachen wie ein Kinnhaken.

Otto Knusper reißt das alte Sylt ab, damit ein neues entstehen kann, auf dem Einheimische allerdings nur noch mit Mühe ihren Platz finden, weil der Wandel in derartig rasantem Tempo vorstättgeht, dass laufend jemand über Bord geht. Aber er ist nur einer von vielen.

In Westerland ist es gerade »Herbert Godbersen« an den Kragen gegangen, dem Haus der Unterhaltungselektronik. Neben den »Kurlichtspielen«, die es auch schon lange nicht mehr gibt, der zweite Hotspot meiner Kindheit und Jugend. Hier habe ich meine Schallplatten gekauft, hier hat ganz Sylt seine Schallplatten gekauft. Hier gab es die TDK-Kassetten, natürlich die 90er, die 120er sind immer gerissen. Hier bei »Herbert Godbersen« habe ich am eigenen Leib erlebt, was es heißt, von einer Revolution erfasst, durchgerüttelt und als neuer Mensch ins Leben entlassen zu werden: Hier an dieser Stelle habe ich meinen ersten Sony-Walkman gekauft. Das hat mein Leben verändert. Denn von diesem Moment an war alles anders.

Auf einmal hatten Wind, Wellen, Dünen – mein ganzes Dasein – einen eigenen Soundtrack. Musik zum Mitnehmen. Das war was. Eine Sensation. Hier bei »Herbert Godbersen« wurde der Kampf zwischen VHS und Betamax ausgefochten, den ich am Ende krachend verlor. Weil ich Sony-Fan war und meine Eltern überredet habe, so einen riesigen Betamax-Koffer zu kaufen. Sony gegen Panasonic.

Verglichen mit heute war das wie Apple gegen Samsung. Betamax ist längst Geschichte.

Und nun ist dieser »Herbert Godbersen«-Flachdachbau mit dem Sechziger-Charme auch weggerissen. Zum Vorschein kam darunter ein alter Nazibunker. Mitten in der Innenstadt. Auch ein Stück Geschichte. An seine Stelle treten nun zweiundzwanzig Ferienapartments und eine einzige Dauerwohnung. Die ist für eine Sylter Familie gedacht. Ohne den Nachweis einer Dauerwohnung für eine Sylter Familie gibt es nämlich keine Baugenehmigung. Und ob diese Wohnung dann auch von einer Sylter Familie gemietet wird, muss sich zeigen. Ziemlich häufig wird sie von jemandem angemietet, der auf Sylt zum Schein einen ersten Wohnsitz anmeldet und sie dann als Ferienwohnung weitervermietet. Bringt einfach mehr Geld. Es gibt niemanden, der das kontrolliert.

Es gibt ja nicht mal ein Register, wie viele Ferienwohnungen und wie viele Dauerwohnungen Sylt eigentlich hat. Es gibt keine Aufstellung, wie viele Gästebetten Sylt hat, wie viele Menschen nur pro forma mit dem ersten Wohnsitz auf der Insel gemeldet sind und in Wirklichkeit ganz woanders wohnen. Wir wissen nicht, wie viele Autos auf der Insel fahren, wie viele Zweitwohnungen und Zweithäuser es gibt, wie viele Urlauber im Sommer überhaupt hier sind.

Der Bauausschuss weiß nicht mal, was er in der letzten Sitzung alles beschlossen hat. Es ist so viel geworden, man verliert einfach vollkommen den Überblick. An vierhundert Stellen wird auf Sylt gerade gebaut. Vierhundert Bauprojekte zur selben Zeit. Vom monströsen Feriendorf bis zum Apartmenthaus. Vierhundert Bauvorhaben. Und nur ein klitzekleiner Bauausschuss. In Keitum wurde gerade der denkmalgeschützte Widderhof, ein altes Friesenhaus, komplett auf Stahlträger aufgebockt, um nachträglich das Gebäude zu

unterkellern. Solche riskanten und kniffligen Problemstellungen sind ein Klacks für unsere Sylter Baufachleute. Läuft!

Es ist schon ein bisschen schräg, dass all diese deutlich zweistelligen Millionenprojekte von einer Inselverwaltung gemanagt werden, die auf eine Stadt ausgelegt ist, so klein wie Bad Segeberg. Und gebaut, versiegelt, verdichtet und errichtet wird hier wie in Berlin. Sylt war schon immer die erste Adresse, wenn man der Welt zeigen wollte, mit wem man es zu tun hat.

Als ich seinerzeit mit dem Immobilienkönig Karl-Hermann Karbig auf unserem Sofa saß, da war das wie Rosinenpicken. Hier gab's mal ein Grundstück. Und da gab's mal was. Der ganz große Erdrutsch hatte noch nicht stattgefunden. Es waren die Achtzigerjahre. Alles hatte sich etwas abgekühlt. Gunter Sachs war weg. Und mit ihm verdampfte diese Partyszene, die Sylt berühmt und deutschlandweit bekannt gemacht hatte.

Damals in den Siebzigern war es noch egal, ob man auf einer Klappliege oder in einem Himmelbett die Nacht verbrachte. Ein einziges Bad für zehn Gäste plus Gastgeberfamilie? Kein Problem. Man nahm, was im Angebot war. Hauptsache Sylt. Hauptsache Sonne. Hauptsache wilde Nordsee. Die Insel war nur locker bebaut, als Kinder lebten wir auf einem einzigen riesigen Abenteuerspielplatz, allein vom Wind gebremst. In den Achtzigern wurde vieles anders. Es kamen viel mehr Gäste, und deren Ansprüche stiegen. Fernseher, Telefon, Federkernmatratze. Eins kam zum anderen. Die Zeichen standen auf Expansion. Die Übernachtungszahlen stiegen so schnell, dass die Insulaner gar nicht mehr nachkamen mit dem Aufstellen neuer Betten.

Und immer häufiger stellte sich die Frage: Wo war im Haus überhaupt noch Platz? Das war dann die Geburtsstunde der berühmten »Sylt-Garage«. Die cleverste Erfin-

dung im modernen Fremdenverkehr. Autos raus, Gäste rein. Eine Garage hatte die perfekte Größe für ein Schlafzimmer mit Bad und Kochnische. Wer keine hatte, baute einfach eine an. Oder zwei. Das alles oft ohne Baugenehmigung und bis heute unentdeckt oder absichtlich übersehen von den zuständigen Ämtern und Behörden, in denen auch Leute saßen, die selbst vermieteten, selbst Schwarzbauten hochmauerten und zusätzlich ihre Garagen vermieteten.

Wer sich damals besonders viel zutraute, baute ganz neu und baute dann meistens schnell noch mal an oder um, so dass manche Wohnhäuser aus der damaligen Zeit bis heute labyrinthartige Strukturen haben und die Gästezimmer und Apartments nur über die abenteuerlichsten Treppen, entlang unterirdischer Gänge oder durch Waschküchen hindurch zu erreichen sind. Für solche Projekte musste man sich allerdings ganz schön strecken – denn die Bauzinsen lagen in den Achtzigern bei zehn Prozent. Ohne Tilgung.

Aber es gab ja auch noch Karl-Hermann Karbig. Er hatte immer das passende Objekt in der Tasche und ein eingebautes Radar, wie viel man sich leisten konnte. Und er war ein angenehmer Typ, ursprünglich aus Berlin, ein Grandseigneur mit grau melierter Mähne, durch und durch in Haarwasser getränkt. Er trug dunkelblaue, locker sitzende Anzughosen mit Bügelfalte, dezent farbige Polohemden und einen V-Pullover lässig über den Schultern. Er war immer tief gebräunt. Und ebenso war seine Stimme. Ein Mann von Mitte fünfzig, der durchgängig im Urlaub war und nebenbei die Insel verkaufte. Er saß in unserem Wohnzimmer und war sehr lässig.

»Denken Sie doch mal an die Zukunft, Susanne«, sagte Herr Karbig und versuchte, den widerspenstigen Pfirsich, der in einem großen Weinglas in Sekt badete, festzunageln.

»Kullerpfirsich« war damals auf Sylt sehr hot. Meine Mutter servierte das ständig. Es war aber unheimlich schwer zu trinken.

»Ich muss mir das überlegen«, sagte ich zu Herrn Karbig und schielte rüber zu meinem Vater, der auf seltsame Weise abzuwarten schien, ob ich seine Unternehmergene geerbt hatte. Herr Karbig sagte: »Nicht zu lange warten, junges Frölein. Sonst ist das Haus weg.« Tja. Mittlerweile sollte klar sein, dass ich diese große Chance verpasst habe. Wie eigentlich alle folgenden auch. Man könnte sagen, das hat irgendwie Tradition. Mit dieser Art Fehlzündung fing schon mein Großvater an. Der hat nicht geschaltet, als ihm mitten in Rantum ein großes Dünengelände mit Zugang zum Meer angeboten wurde. Das muss man sich mal vorstellen. Zehntausend Quadratmeter. Größer als zwei Fußballfelder. Im Tausch gegen einen schwarzen Persianermantel. Verdammt.

Mein Großvater Theodor, von Beruf Kürschner, betrieb in Westerland in den Fünfzigerjahren in der Friedrichstraße ein Pelzgeschäft, wo er mühsam versuchte, nach dem Krieg irgendeine Art Glamour wieder in Gang zu setzen. Er hatte all die großen Zeiten erlebt, als noch Persönlichkeiten wie Hans Albers, Heinz Rühmann, Marlene Dietrich, Max Schmeling und Gustaf Gründgens auf der Insel Urlaub machten. Von der Firma »Pelz-Matthiessen« ließen sich viele gern ausstatten. Er war ein Modedesigner, lange bevor dieser Begriff in Deutschland Karriere machte.

Aber nach dem Krieg lief das Geschäft nicht mehr richtig an. Vielleicht hatte er auch das falsche Sortiment. Vielleicht war er zu unmodern und aus der Zeit gefallen. Wahrscheinlicher ist, dass die Leute das bisschen Geld, das sie hatten, damals für Möbel ausgegeben haben. Es musste ja erst mal wieder losgehen. »Die Dame von Welt« ließ auf Sylt noch auf sich

warten. Es war geradezu trostlos. Die Saison hatte im Schnitt neunzig Tage, den Rest des Jahres war alles verrammelt. Die Insulaner hangelten sich von Saison zu Saison durch die mageren Zeiten. Die Einnahmen aus dem Fremdenverkehr mussten ein ganzes Jahr lang reichen. Außer in Westerland und Kampen war selbst während der Sommermonate eigentlich nirgendwo etwas los.

Tot war auch Rantum. Wenige Häuser, ein paar Baracken, in denen Kriegsflüchtlinge wohnten. Ein Örtchen im Nirgendwo zwischen Westerland und Hörnum. Eine Wüste aus Sand, Heidekraut und Dünen, eingeklemmt zwischen Brandungszone und Wattenmeer. »Das untergegangene Dorf«, hieß es lange. Denn im Laufe seiner Geschichte ist der kleine Ort am schmalen Punkt im Süden der Insel schon mehrfach verschwunden, von verheerenden Sturmfluten vernichtet, verschlungen von Wanderdünen.

Anfang des 19. Jahrhunderts beschlossen die Letzten, die Rantum noch nicht ganz aufgeben wollten, an die Wattseite zu ziehen, in die Wiesen, friesisch genannt »Inge«. Eines der ersten Häuser, die an dieser Stelle neu errichtet wurden – wegen der Hochwassergefahr auf einer Anhöhe, einer Warft –, war die »Raantem Inge«. Es wurde 1818 fertiggestellt und blieb als einziges Haus aus dieser Zeit bis heute erhalten. Seit 2013 steht es leer. Verlassen, heruntergekommen, mysteriös.

Irgendwas stimmt nicht mit dem Ding. Man kann nicht vorbeifahren oder vorbeigehen, ohne dass der Blick von diesem alten Kasten angezogen wird und man sich fragt: Was ist bloß los mit diesem Haus? Ich habe immer das Gefühl, es will mir etwas zurufen. So was wie »Bleib mir vom Hals. Komm mir nicht zu nahe.« Ein bisschen gruselig. Es steht still am Deich und ist durchaus imposant. Dorthin wurde damals mein Großvater einbestellt.

Die Besitzerin war eine alleinstehende, ziemlich verschrobene Frau. Nachfahrin der Kapitänsfamilie, die das hier alles mal erbaut hat. Sie hieß Anneliese Mahler-Nissen, und sie kam schnell zur Sache: »Machen Sie mir einen Pelzmantel, Herr Matthiessen, einen Persianer.« Das war damals der heiße Scheiß. Ein Mantel aus dem Fell der Karakulschafe mit einer strammen, kurzen Locke. Der Persianer war das Kürschnergold der 1950er- und 60er-Jahre. Eine Frau im Persianer musste nichts mehr erklären. Das Elend war Geschichte. Sie war raus. Für sie war der Krieg vorbei. Der Persianer war das Versprechen einer besseren Zukunft.

Mein Großvater nahm das Maßband aus dem Koffer und legte an. Ärmellänge, Schulterlänge, Gesamtlänge bis kurz unters Knie. Brustumfang, Taille, Hüfte. Alle Zahlen trug er sorgfältig in sein Notizbuch ein. Es ging jetzt nur noch darum, ob der Pelz in Schwarz oder Dunkelbraun in seiner Kürschnerei angefertigt werden sollte. Mit Nerzkragen oder ohne. Anneliese Mahler-Nissen ließ sich Zeit mit der Entscheidung. Sie hatte keine Eile. Machte nicht viele Worte.

Sie war eine Frau um die vierzig, die das Schicksal schon früh mit aller Härte getroffen hatte. Mit siebenundzwanzig verlor sie ihren Ehemann. Er kam nicht aus dem Krieg zurück. Das einzige gemeinsame Kind starb an Krebs. Auch ihre beiden Brüder fielen im Krieg. Ihre Eltern waren tot. Sie war ganz allein. In diesem riesigen Haus. Und ganz Rantum gehörte ihr auch noch. So weit das Auge reichte. Bis nach Westerland zogen sich ihre Ländereien und darüber hinaus. Großgrundbesitzerin und trotzdem keinen Pfennig auf der Naht.

Sie war die Herrin über wertloses Land, auf dem man nichts anbauen konnte, das einfach nur dalag und nichts einbrachte. Sie vermietete ein paar Zimmer an Feriengäste und

lebte von den Einnahmen. Aber das Geschäft lief nicht gut. Rantum war einfach zu ablegen.

»Ich tausche den Pelzmantel gegen die Düne da drüben ein«, sagte sie zu meinem Großvater und deutete durchs Fenster Richtung Weststrand. »Sagen wir zehntausend Quadratmeter, Herr Matthiessen.« Mein Großvater sah aus dem Fenster, rückte seine Krawatte zurecht, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und sagte reichlich uncharmant: »Was soll ich denn damit?« Dann packte er seine Utensilien wieder ein. »Bedaure, gnädige Frau, nur Bares ist Wahres.«

Mit einer Düne am Weststrand von Rantum konnte er nichts anfangen. Diese öde Landschaft zog sich kilometerlang von Hörnum bis Westerland. Kaum eine Menschenseele gab es da. Man möchte in die Tischkante beißen, dass er damals nicht einfach mal »Ja« gesagt hat. Und seine rüde Abfuhr war auch nicht gut fürs Geschäft. Anneliese Mahler-Nissen hat niemals einen Pelz bei uns gekauft und auch den Laden nie betreten.

Sie wurde steinreich, denn kurz nach der Absage meines Großvaters erklärte die Gemeinde das Dünenland zu Bauland. Ein ganzes Dorf, die schönsten Strohdachhäuser, entstanden auf diesem Grund und Boden. Frau Mahler-Nissen blieb ihr Leben lang allein, wurde vierundneunzig Jahre alt und starb 2013. Seitdem steht ihr Haus leer und gähnt uns alle an. Es steht zum Verkauf. Preis »auf Anfrage«. Die Sylter Rundschau schreibt, es solle einen zweistelligen Millionenbetrag kosten, die Sanierung dürfte dann noch mal mit fünf bis sechs Millionen zusätzlich zu Buche schlagen.

Dafür erwirbt man ein Haus mit einer irren Geschichte. Ein Spukschloss Sylter Art, bei dem man sich nicht sicher sein kann, ob man trotz des hohen Preises nicht doch noch eine Rechnung offen hat – mit dem Nordseegott.

Ursprünglich wurde es von Frau Mahler-Nissens Vorfahren, einer Kapitänsfamilie, bewohnt, die Tochter hieß Inge. Diese »Rantum Inge« steht im Zentrum einer Sylter Sage, von der ich das erste Mal in der Schule gehört habe. Die Erzählung beginnt damit, dass der Gott des Meeres, Ekke Nekkepenn, eine Art Sylter Rumpelstilzchen, Inges Mutter bittet, ihm in die Nordsee zu folgen. Seine Frau ist schwanger, die Niederkunft steht kurz bevor. Allein würde sie es nicht schaffen. Hilfsbereit wie sie ist, taucht Inges Mutter ab und wird von Ekke Nekkepenn zu seiner auf dem Grunde des Meeres lebenden Frau Rahn geführt. Die Geburt verläuft erfolgreich, und Inges Mutter kehrt anschließend reich beschenkt mit Gold und Silber an die Meeresoberfläche zurück.

Viele Jahre später erinnert sich Ekke Nekkepenn an diese gute Tat und auch an die hilfsbereite Rantumerin und beschließt, sie zu heiraten. Seine eigene Frau war ihm zu alt geworden. Er verwandelt sich in einen stattlichen Seefahrer und geht in Rantum an Land. Dort trifft er ungefähr in Höhe des heutigen Restaurants Samoa-Seepferdchen auf Inge und verwechselt sie mit ihrer Mutter. Überfallartig steckt er ihr an jeden Finger einen goldenen Ring und hängt ihr eine goldene Kette um den Hals und erklärt sie zu seiner künftigen Ehefrau. »Nun habe ich dich gebunden. Nun bist du meine Braut«, heißt es in der Sage. Das findet Inge überhaupt nicht gut. Sie will die Ringe loswerden und Ekke Nekkepenn auch. Doch der Nordseegott schüchtert sie derartig ein, dass sie das Gefühl hat, nur noch über einen Deal aus dieser Sache wieder rauszukommen. Der Wassermann sagt, er ließe nur von ihr ab, wenn sie bis zum nächsten Abend herausfinde, wie er heißt.

Doch niemand auf der Insel kennt den unbekannten

Fremden. Sie fragt überall. Als Inge in ihrer Verzweiflung wieder am Strand entlanggeht, hört sie an der Südspitze der Insel bei Hörnum eine Stimme aus den Dünen, die singt:

*»Heute soll ich brauen,  
Morgen soll ich backen,  
Übermorgen will ich Hochzeit machen.  
Ich heiße Ekke Nekkepenn;  
Meine Braut ist Inge von Rantum,  
Und das weiß niemand als ich allein!«*

Um die Geschichte etwas abzukürzen: Als der Meergott am Abend auf sie zukommt, ruft ihm Inge entgegen: »Du heißt Ekke Nekkepenn, und ich bleibe Inge von Rantum!« Sie lässt ihn stehen und läuft sofort nach Hause. Die Ringe und die Kette nimmt sie mit. Der Nordseegott ist fortan erzürnt und rächt sich für alle Zeiten. Seither überfällt er unsere Schiffe und Seeleute mit Sturm und jagt sie in den Grund zu seinem alten Weibe, welches sie fängt in ihren Netzen. Er zerstört immer wieder das Sylter Land und die Häuser ganz und gar durch Sand und Flut, wie solches überall zu sehen ist.

Ekke Nekkepenn ist immer noch wütend. Davon zeugen die zahlreichen schweren Sturmfluten, die der Insel bis heute heftig zusetzen. Sylt wird immer kleiner. Und das alles, weil sich diese Inge nicht opfern wollte, diese rebellische und sperrige Sylterin, die wir schon als Kinder beeindruckend fanden. Sie hat sich diesem Ekke Nekkepenn einfach widersetzt. Sie wollte nicht. Fertig. Und sie brauchte keine Hilfe. Man muss die Kraft schon aus sich selbst schöpfen. Da ist doch immer noch einiges, was Rantum Inge mit uns Inselkindern verbindet. Anneliese Mahler-Nissen, die Erbin des Kapitänshauses, stand in derselben Tradition, sie soll auch so

eine sehr eigenwillige Frau gewesen sein. Verschllossen. Und sehr wählerisch im Umgang mit Menschen.

Seitdem sie gestorben ist, scheint das Anwesen auf eine passable Nachfolgerin zu warten, ebenso wählerisch. Trotz des vergammelten Strohdachs und der abgeblätternen Wandfarbe wirkt es stolz und selbstbewusst. Man hat das Gefühl, es steht da – die Arme verschränkt, irgendwie beleidigt, den Blick auf einen Punkt in der Ferne gerichtet –, als träume es sich in die Vergangenheit zurück. Es lebt. Erstaunlicherweise wagt man sich nicht näher, obwohl kein Zaun, keine Hecke und kein Friesenwall den Zutritt versperren.

Manchmal denke ich, man sollte sich trauen und einfach zur Haustür gehen und die Klinke runterdrücken. Vielleicht bin ich ja die Auserwählte, und das Haus nimmt mich auf und an. Verrückt, oder? Solch ein Blödsinn schießt einem in den Kopf, wenn man »Ranteem Inge« zu nahe kommt. Das passiert, wenn man als Kind mit einer solchen Legende aufwächst, deren steinernes Zeugnis immer noch in der Landschaft steht.

Im Innersten bin ich davon überzeugt, dass Ekke Nekkepenn noch heute zuverlässig und ohne Unterlass am Verfall dieses Hauses arbeitet, während der Weltraum inzwischen von Touristen bereist wird und sogar Fleisch im Labor hergestellt werden kann. Es geht weiter, immer weiter. Die Wissenschaft widerlegt all diese alten Sylter Mythen, weil sie nicht logisch sind und dem begrenzten Horizont von Inselmenschen ohne Bildung entspringen, die damals nichts anderes hatten als eben diesen einen weiten Horizont. Und das ist es ja gerade. Diese Endlosigkeit hat die Weisheit der Inseln ebenso befördert wie den Aberglauben. Der steckt tief drin. Davon kann selbst ich mich nicht frei machen.

Aber ich kann jeden verstehen, der dieser insularen Ur-

suppe keine Aufmerksamkeit schenkt. Das ist für die Neu-Sylter nur noch Folklore, im besten Fall ein bisschen niedlich. Unsere Sagengestalten sind wie diese Steinbuddhas, die sich die Leute zur Dekoration auf die Terrasse stellen. Deshalb wird auch bald jemand angefliegen kommen, »Ranteem Inge« kaufen, das Haus teuer herrichten und seinen hochkarätigen Freunden oder gut betuchten Feriengästen wie ein Zirkuspferd vorführen. Ekke Nekkepenn wird zu einer Fußnote schrumpfen. Aber immerhin zu einer wertsteigernden. Die finanzkräftigen Investoren haben ihre eigene Welt auf diese Insel gebracht.

Und sie existiert nun zusammen mit unserer am selben Ort. Parallel. Es gibt nicht viele Berührungspunkte. In den Achtzigern konnte man sich das noch nicht vorstellen. All diese unglaublichen Übertreibungen bei Grundstückspreisen hat man nicht für möglich gehalten. Dass es weiter nach oben geht, ja. Davon konnte man ausgehen. Aber dass heutzutage für Millionenbeträge Dünen- und Strandabschnitte bei Sotheby's unter den Hammer kommen, die niemals bebaut werden können – es ist reine Liebhaberei –, das war außerhalb jeglicher Fantasie. Dass Sylt jetzt auf der Einkaufsliste der globalen Wirtschaftselite immer weiter nach oben rückt, wir stauen. Wir sehen, dass die Erbgeneration die Insel flutet. Dass es überhaupt so viele Menschen gibt, die nicht mehr wissen, wohin mit ihrem ganzen Geld, und es dann nach Sylt tragen ... Also bitte! Zwanzigtausend Euro für einen Quadratmeter Immobilie. Und dann noch »Sylter Maß«, also von Fußleiste zu Fußleiste, Dachschrägen werden nicht mitgerechnet, und für Terrassenflächen gilt das inzwischen auch schon. Das ist doch nicht mehr normal.

Unser Nachbar, der alte Lütje Thaysen aus Archsum, hat diesbezüglich eine ganz neue Theorie. »Ekke Nekkepenn

schickt kein Wasser mehr. Der schickt jetzt Geld, um die Insel zu zerstören. Es ist das Geld, das hier alles flutet und die Insulaner verschlingt. Man muss die alten Sagen nur mal richtig lesen.« Lütje Thaysen sitzt drüben in seinem alten Bauernhof bei seinen Büchern und studiert die überlieferten Geschichten. Seiner Frau Lisa geht es nicht gut. Ihn sieht man jetzt deswegen auch nicht mehr so oft. Aber er telefoniert mit meinem Vater. Beide leben als Nachbarn in ihren Häusern und können zusehen, wie rundherum der Pegel steigt. »Zuerst kam Corona«, sagt Lütje Thaysen, »da zog sich das Wasser zurück. Gespenstisch. Alles war leer. Niemand mehr da. Wie beim Tsunami.« Nun aber komme die Menschenmasse mit Macht zurück und schlage mit voller Wucht bei uns ein. »Peida. Dat mek mi bang. Dat weer noch nie so vull.«

Ich bin versucht zu sagen, in den Achtzigern hatten wir noch relaxte Verhältnisse, eine gesunde Proportion zwischen Kosten und Nutzen, optimistische Erwartungen an die Zukunft und waren selbstbewusste Gastgeber – noch nicht zum Service-Personal geschrumpft. In den Achtzigern war Sylt zwar auch schon ein fremder Planet im Sonnensystem der Bundesrepublik, aber er kreiste wenigstens noch in derselben Umlaufbahn.

Die Achtziger waren cool. Bis heute sind die Achtziger die Dekade, in der die meisten Deutschen gerne wieder leben würden, wenn sie denn noch mal dürften. Unter allen Nachkriegsjahrzehnten sind die Achtziger die beliebtesten, haben Meinungsforscher ermittelt. »Dirty Dancing«, »Dallas«, »Denver Clan«. Handyfrei und ohne Internet. Nena, Prince und Falco. Franz Beckenbauer als Teamchef der Nationalmannschaft. War eine schöne Zeit. Einerseits. Andererseits kam Sylt in den Achtzigern auch zum ersten Mal so richtig

unter die Räder. Die »Königin der Nordsee« wurde vom Pauschaltourismus entdeckt. Eine Zeitenwende. Nachdem die »goldenen Jahre« der Siebziger mit Party, Sex und Grenzenlosigkeit verglüht waren, begann in den Achtzigern das »explosive Jahrzehnt« der harten Realitäten.

»Erinnere mich bloß nicht daran«, sagt mein Vater heute, »eine Riesenscheiße.« Auch wenn man mal rumfragt bei den Insulanern, die das alles miterlebt haben, will sich niemand mehr gern erinnern. »Ach, hör bloß auf«, sagt Bettina vom damaligen Landhaus Stricker oder »Lass mal stecken« Jürgen »Vollkornbrot« Ingwersen aus der Morsumer Bäckerei. Die meisten haben die Dekade aus ihrem Gedächtnis gestrichen oder erfolgreich verdrängt. Ein paar Stichworte reichen schon, dann ist alles klar: Robbenpest, Killeralgen, Müllkippe Nordsee, Würmer in den Fischen, Tschernobyl, Aids, saurer Regen, Waldsterben, Roland Kaiser, Uwe Barschel, Helmut Kohl und die Punkerinvasion auf Sylt. Nicht zu vergessen: Die Insel wurde damals auch noch von einer ganz besonderen, zusätzlichen Plage heimgesucht, die hieß Wolfgang Reh. Davon wird noch zu reden sein.

Auch für unser Pelzgeschäft und für meine Familie sollten die Achtziger einschneidende Veränderungen bringen. Jedenfalls konnte man davon ausgehen, als sich junge Leute direkt vor unserem Geschäft nackig auszogen, kübelweise Schweineblut über ihren Leibern ausgossen und sich dann schreiend auf dem Boden wälzten, um gegen das Pelztragen zu demonstrieren. Kurz darauf ließen militante Tierschützer Horden bissiger Nerze in unserem Laden frei, die meine empörte Mutter mit einem Besen bewaffnet ins Freie trieb, wo sie dann die Friedrichstraße raufrannten und irgendwo in den Dünen um Westerland verendeten. »Die armen Tiere«, sagte sie noch ganz geschockt, »die können doch in Freiheit

gar nicht überleben.« Alles ging so schnell, dass sie nicht mal sagen konnte, welche Farbe und welche Fellqualität sie hatten. Darüber ärgerte sie sich am meisten. Mein Vater maß diesem Vorfall keine große Bedeutung bei. »Ein paar Irre aus Dänemark, die die Tiere aus einer Nerzfarm geklaut haben«, brummte er und wollte nicht mal die Polizei einschalten. »Das sind Bekloppte.« Damit war für ihn der Fall erledigt. In Wirklichkeit ging es da aber erst los.

Es sind erschütternde Bilder, die 1982 im Fernsehen laufen. Unschuldige, schneeweiße Robbenbabys werden zu Hunderten brutal erschlagen, Blutlachen im ewigen Eis. Der Bericht löst eine Welle der Empörung aus. Brigitte Bardot setzt sich für ein Ende der Robbenjagd ein. Und das Leid der Seehunde wird sogar Thema im Bundestagswahlkampf im Jahr darauf. Der Pelz gerät in den Achtzigern zum ersten Mal in Verruf. »Erinnere mich bloß nicht daran«, sagt meine Mutter, »eine Riesenscheiße. Auf Deutsch gesagt.«

Irgendwie schafft sie es bis heute nicht, dieses Abschlachten mit unserem schicken Pelzgeschäft in Verbindung zu bringen. Einfach nicht dran denken. Den Rest verdrängen. Der Pelzhandel bestimmte seit Generationen unser Familienleben. Es musste einfach so weitergehen. Musste. Mit Protestbewegungen kannte man sich auf Sylt ohnehin nicht besonders gut aus, vor allem meine Eltern haben diesen Wandel in Kultur und Lifestyle brutal unterschätzt und konnten sich nicht vorstellen, dass sie einmal wegen ihres Handwerks sogar in die Nähe von Verbrechern gerückt werden würden.

Noch war die Welt aber in Ordnung. Das Geschäft lief gut, jedes Jahr kamen mehr Gäste, stiegen die Übernachtungszahlen, wurden immer neue Kunden in die Läden gespült. Der Umgang wurde professioneller. Nur noch wenige Sylter Familien mussten sich ein Badezimmer mit Sommergästen tei-

len. Den wirtschaftlichen Aufstieg konnte man in den Achtzigern daran ablesen, wie viel Privatsphäre und wie wenig Feriengäste man sich im eigenen Haus schon leisten konnte. Auch bei uns saßen keine Urlauber mehr am Frühstückstisch.

Aber bei meiner Freundin Pfuschi zu Hause lief alles noch wie früher. Alles durcheinander. Immer rund fünfzehn Feriengäste, vier Kinder, ein Schäferhund mit Namen Pollux, preiswertes Graubrot und Rama statt Butter. Ein offenes Haus, ganz zwanglos, wo man abends mit den Gästen vor dem Fernseher saß und Pfuschis Mutter nur einschritt, wenn sich ein Urlauber allzu sehr gehen ließ und sich beispielsweise nur mit einer Unterhose bekleidet breitbeinig in den alten Sessel fläzte. »Nee nee, Herr Günther. Das machen wir mal nicht. Hier sind Kinder«, sagte sie dann.

Ich mochte dieses familiäre Chaos immer schon, mit Gästen, die in der Küche kochten und dann Spielerunden vor dem Schlafengehen veranstalteten. Eigentlich ist bis heute alles so geblieben. Ein paar Stammgäste sind schon tot, neue sind dazugekommen, und Pfuschis Vater Herbert Lo sitzt seit Menschengedenken immer am selben Platz am Küchentisch, schimpft wie gehabt auf die Kommunalpolitik, beklagt den Untergang des Dorflebens und lobt seine Kinder: »Sind alle schön zu Hause geblieben.« Da sitzt er, und alles läuft wie auf Schienen. Und die Familie will genau in diese Richtung einfach weiterfahren. Am liebsten auch mit Pfuschi.

Das sind nun mehr als fünfzig Jahre, die wir mehr oder weniger eng zusammen sind, und ich habe mit ihr alles durch. Wie sie ihre Vorderzähne verloren hat, als sie brutal stürzte, nachdem ihr ältester Bruder sie mit dem Roller an sein Rennrad gebunden hatte. Wie sie im Keitumer Schwimmbad fast ertrunken wäre, weil niemand auf uns aufgepasst hat. Ihr ständiges Ausreißen, ihr Verschwinden nach Berlin in der elften

Klasse, ihre Magersucht, ihre Fresssucht, ihre Tätowierungen, ihre unkontrollierten Wutanfälle, ihre »Filmrisse«. Dazu diese unheimlich gleichmütigen Eltern, die immer für alles Verständnis hatten und Pfuschi unterstützten, egal wie ausgeflippt sie mal wieder war. Solche Eltern fand ich toll.

Herbert Lo hat immer nur gesagt: »Lass sie doch. Sie fängt sich schon wieder. Ist ein gutes Mädchen.« Und ihre Mutter, Tante Lorenzen, hat dann gesagt: »Sie hat es einfach schwer gehabt. Mit drei Brüdern.« Da war überhaupt kein Druck. Wenn Pfuschi mal wieder randalierte, gingen ihre Eltern drüber weg. Wenn ich davon zu Hause erzählte, sagte meine Mutter: »Kannst ja da hinziehen zu Edith und Herbert, wenn du die so toll findest. Du bist ja sowieso die ganze Zeit da.« Dass Pfuschi die drei Brüder hatte, war auch ungewöhnlich. Die Norm auf Sylt in meiner Generation sind zwei Kinder. Exakt zwei Kinder. Ich habe auf Sylt – außer Pfuschi – nur Freunde, die exakt zwei Geschwisterkinder sind. Keine Ahnung, warum das damals so war auf Sylt. Vier war damals schon leicht asozial. Aber Edith und Herbert kommen ursprünglich aus der Landwirtschaft und sind schon seit Generationen auf der Insel, da schlägt »das Bäuerliche« durch, behauptete zumindest meine Oma, die nun wirklich alle kannte und alles wusste.

Es fiel mir schwer, das alles nach der Schule verlassen zu müssen. Bleiben war nicht wirklich eine Option. Die Frage hat sich überhaupt nicht gestellt. Ich war die Erste aus unserer Familie mit Abitur. Für meine Eltern war vollkommen klar, dass ich all die Chancen zu nutzen hatte, die sich mir nun boten. Sie selbst hatten in ihrer Jugend nie die Wahl gehabt. Deshalb sollte ich auf jeden Fall runter von der Insel. Mein ganzer Jahrgang sollte runter von der Insel.

Wir wurden mit großen Erwartungen befrachtet und in

die Fremde geschickt, wo wir uns durchzuschlagen hatten. Und für die meisten von uns Inselkindern war es durchaus eine Verheißung, diesem engen Geflecht aus Familien und Geschäften zu entfliehen. Wir hatten auch die Nase voll vom strengen Regime der permanenten Rücksichtnahme auf das Wohl und Weh unserer Gäste. »Wir kommen zurück. Wir werden alle wieder zurückkommen.« Das haben wir uns damals in die Hand versprochen. Und so ist es auch gekommen. Jedenfalls für ganz schön viele von uns. Und nicht nur, weil die Eltern alt geworden sind und die Nachfolge für die immer noch gut laufenden Geschäfte im Raum steht. Auch Corona hat unsere Zukunft verändert.

Zu Hause ist dort, wo man sein will, wenn man einer schlimmen Gefahr ausgesetzt ist. In der Zeit der Krise will ich näher bei den Menschen und Orten sein, die ich schon mein ganzes Leben lang kenne. Egal, wie sehr sich die Insel in ihrem Charakter und ihrer Struktur verändert hat, sie bietet auf tröstende Weise Schutz. Nach Hause gehen bedeutet, in der Gemeinschaft zu bleiben und sicher zu sein. Sich zu isolieren und zu distanzieren klappt besser mit ganz alten Freunden, die keine Ansprüche stellen und nichts erwarten. Mit ihnen eingeschlossen und von der Außenwelt abgeschlossen. Auf einer Insel. Umgeben vom Meer. Wie früher. Wir alle teilen dieselbe Angst vor dieser tückischen Krankheit. Und es fühlt sich besser an, an diesen einen Ort zu gehen, wo mein Zuhause ist. Das Überleben von Stürmen, Fluten und Landverlust gehört zu unserer Kultur.